Historische Rückblicke.

Sechs Vorträge

zu

milden Zwecken

gehalten

von

R. Holzapfel.

Magdeburg, 1867.
Heinrichshofen'sche Buchhandlung.

Vorwort.

Zu den neueren Gestaltungen des gesellschaftlichen Lebens gehört die Einrichtung öffentlicher Vorträge.

Derartige Vorträge machen selten Anspruch, Resultate neuer Forschungen mitzutheilen. Die meisten, und so auch die vorliegenden, stellen sich die Aufgabe, vor einem gebildeten Publikum irgend einen Gegenstand von allgemeinerem Interesse einer besonderen Betrachtung zu unterwerfen, ihn klar und durchsichtig darzustellen, ihn vielleicht von einem neuen Gesichtspunkte aus zu beleuchten, unklare Vorstellungen über ihn zu klären, ihn im besten Sinne des Wortes populär zu behandeln.

Die Verbreitung solcher Arbeiten durch den Druck wird ziemlich allgemein; es scheint sich ein besonderer Literaturzweig daraus entwickeln zu wollen. Der Vortrag hat einen günstigen Eindruck gemacht; das gesprochene Wort ist aber zu flüchtig an dem Ohre des Hörers vorübergegangen; der Hörer wünscht, den Gegenstand noch einmal unter derselben Beleuchtung betrachten zu können; der Wunsch wird von verschiedenen Seiten ausgesprochen. Die Vorlesung wird gedruckt.

Auch mit den nachfolgenden Aufsätzen verhält es sich so. Sie sind ursprünglich nur zum mündlichen Vortrage, nicht zum Drucke bestimmt gewesen. Nur auf wiederholt ausgesprochenen Wunsch habe ich mich entschlossen, sie einer weiteren Oeffentlichkeit zu übergeben. Mögen sie jetzt, wo sie bloß vor das prüfende Auge des Verstandes treten, derselben nachsichtigen Beurtheilung sich erfreuen, die ihnen von den wohlwollenden Zuhörern zu Theil wurde, als das Wort durch den Klang der Stimme belebt wurde.

Die Vorlesungen tragen das Gepräge der Zeit, in

der sie entstanden sind; ich habe ihnen dasselbe absichtlich nicht abstreifen wollen. Sie sind alle aus Zeitveranlassungen hervorgegangen und wenn auch dem Stoffe nach weit auseinanderliegend, doch durch eine mittelbare oder unmittelbare Beziehung zu den großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, mit einander verbunden. Am wenigsten wird dies bei den Danteaufsätzen der Fall zu sein scheinen. Indeß auch in diesen spiegelt sich der Grundgedanke der ersten beiden Aufsätze wieder ab.

Die Vorträge sind zu verschiedenen Zeiten gehalten worden, die Mehrzahl zum Besten des Gustav-Adolphs-Vereins, der letzte zum Besten der verwundeten Krieger der siebenten Division, also zu milden Zwecken.

Der erste Vortrag ist im Januar 1863 gehalten, der ihn ergänzende zweite im Februar 1866, d. h. zu Anfang des Jahres, in dessen letztem Monate die französischen Truppen Rom der Convention gemäß verlassen mußten, der fünfte Act des Schauspiels seinen Anfang zu nehmen hatte. — Die Dantevorträge sind in dem Jahre der Dante-Säcularfeier gehalten

und durch dieselbe veranlaßt. — Von den beiden die Nationalitätsfrage berührenden Vorträgen ist der erste im Februar 1862, der zweite vor einigen Monaten gehalten.

Magdeburg, im April 1867.

R. Holzapfel.

Die
weltliche Macht des Papstthums.

I. Gründung der päpstlichen Macht.

II. Verfall der päpstlichen Macht.

I.

Gründung der päpstlichen Macht.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ spricht Christus zu Pilatus (Joh. 18, 36). — Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Und doch ist ein Priester dieses Reiches Beherrscher eines Reiches von dieser Welt, ein Priester, der sich Heiliger Vater nennen läßt und somit beansprucht, die Idee des Christenthums mehr als ein anderer Sterblicher in seiner Person zu verwirklichen.

Wie ist diese Umkehr des Wortes Christi, wie diese weltliche Herrschaft möglich geworden?

Man hat diesem unzweideutigen Worte ein anderes Wort Christi gegenübergestellt, das sich leichter umdeuten ließ und ausbeuten für weltliche Zwecke, das Wort (Joh. 10, 16) „Es wird ein Hirt und eine Heerde werden.“

Dieser eine Hirt ist nicht der einige Gott, ist nicht der einige Christus, ist nicht der einige, die ganze Menschheit durchdringende, mit Sittlichkeit erfüllende heilige Geist; diese eine Heerde ist nicht die Menschheit, die durch Christus frei gemacht ist von der Macht der Sünde, von dem Gebundensein durch die Materie. Der

eine Hirt ist ein einzelner Mensch, der die gesammte Menschheit als ein ihm anvertrautes Gut ansieht; der die Seelen aller Menschen auf der Erde gefangen halten soll und sie nach seinem Willen lenken; der hoch erhaben über alle Throne der Erde sein und als Ausfluß aller weltlichen Hoheit gelten soll, der deshalb eine selbständige, weltliche Herrschaft besitzen soll, einen theokratischen Staat, den Kirchenstaat.

So wird das Wort Christi von dem Zielpunkte und der Zukunft der Menschheit ausgelegt und umgedeutet, das andere Wort Christi aber von dem Wesen und der Natur seines Reiches zu einer bedeutungslosen Phrase gestempelt.

Doch nicht sobald ist diese Auslegung laut geworden; langsam nur keimte die Idee eines weltlichen Priesterstaates, langsamer noch verwirklichte sie sich. Jahrhunderte mußten vergehen, ehe die schlichte Auffassung des inhaltschweren Wortes durch die Klugheit dieser Welt zur Thorheit, die Einfalt zur Einfältigkeit werden konnte, ehe der demüthige Prediger des Evangeliums sich Stellvertreter Gottes auf Erden nennen und einen weltlichen Thron sich errichten durfte.

Dieser Entwickelungsgang bis zur festen Begründung eines selbständigen souveränen Kirchenstaates soll hier zunächst betrachtet werden.

Christus hatte zu den Aposteln gesprochen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Die Apostel thaten, wie ihnen der Herr geboten. Sie verkündigten das Evangelium. Und die da gläubig geworden waren, die wurden sofort auch wiederum Verkündiger des Evangeliums daheim in der Familie oder draußen im Volke. Es war kein Unterschied in

den Gemeinden, die sie gründeten, zwischen den Verkündigern des Wortes und den Hörern des Wortes. Ein Jeder hatte so das Recht wie die Pflicht zu sprechen von dem, deß das Herz voll war, und so die Gemüther der Juden wie der Heiden Christo zuzuwenden. Ein Jeder war Priester. Ein Gegensatz zwischen Priester und Laien, zwischen Geistlichen und Weltlichen war nicht vorhanden.

Je mehr aber die Gemeinden wuchsen und die verschiedenen bürgerlichen Kreise in sich aufnahmen, um so mehr trat in ihnen das Bedürfniß hervor, als religiöse Gemeinschaft sich zu gliedern und das Grundgesetz jeder geordneten Gesellschaft, die Theilung der Arbeit, zur Geltung zu bringen. Es mußten die äußeren und inneren Angelegenheiten der Gemeinde verwaltet werden, es mußte der Gottesdienst abgehalten, das Wort verkündet werden. Je nach Neigung und Begabung vollzog sich die Theilung. Das geistliche Amt konnte nicht mehr bloß gelegentlich geübt werden, neben anderen Geschäften oder Aemtern, es wurde Lebensberuf Einzelner. So bildete sich allmählig ein eigener Stand der Geistlichen. Unter ihnen ist zunächst Gleichstellung und Gleichberechtigung. Da aber die organisirte Gemeinde ein Centrum haben muß, von dem aus die Ordnung überblickt und überwacht werden kann, so wird ein Mitglied des geistlichen Gemeindevorstandes mit solcher Aufsicht betraut und deshalb Aufseher oder Bischof genannt.

Allmählig drangen alttestamentliche Vorstellungen und Anschauungen von dem erhabenen, auserwählten Priesterthume ein und verdrängten die Idee des allgemeinen Priesterthums. Es entstand der Gegensatz zwischen Clerus und Laienwelt, zwischen den auserkohrenen Geweihten und der Masse.

Diese Heraussonderung des Priesterthums aus der Gemeinde umgab die Mitglieder desselben mit einem Nimbus, der dazu beitrug, den Schein geistiger Ueberlegenheit hervorzurufen. Wenn es nun in der Natur jeder Exclusivität liegt, daß der Exclusive der übrigen Masse gegenüber sich als etwas Besonderes weiß; wenn die menschliche Schwäche und Eigenliebe es auch bald dahin bringt, daß er sich als etwas Besseres weiß und deshalb zur Herrschaft über die anderen Massen geeignet und je nach Lage der Dinge auch berufen; — so muß dies besonders statt finden bei einer Aussonderung wie die eben bezeichnete und es ist erklärlich, daß sich gerade hier das Streben nach Herrschaft bald entwickelt und scharf ausgeprägt hervortritt.

In demselben Maaße nun, wie die Aussonderung des Standes der Geistlichen aus der Masse der Nichtgeistlichen, der Laienwelt, vor sich ging und die ursprüngliche Gleichheit und Gleichberechtigung zwischen Geistlichen und Nichtgeistlichen aufgehoben wurde; in demselben Maße verschwand auch innerhalb des geistlichen Standes selbst die ursprüngliche Gleichheit und Gleichberechtigung. Die Priesterschaft stufte sich ab und gliederte sich zu einem festen, wohlgefugtem Gebäude der Hierarchie, mit strenger Unterordnung und Abhängigkeit der niederen von den oberen Geistlichen.

So entwickelt sich das Priesterthum zunächst in den einzelnen Gemeinden, die gegen einander ursprünglich dieselbe Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Gleichberechtigung haben, wie die einzelnen Gemeindeglieder gegen einander, dieselben aber auch eben so wie diese allmählig verlieren durch einen einfachen natürlichen Hergang.

Die Vorsteher der Gemeinden auf dem Lande, die sogenannten Landbischöfe sind es, die zuerst in ein Verhältniß der Unterordnung zu den Stadtbischöfen kommen. Das Land ist überall in derselben naturgemäßen Abhängigkeit von der Stadt, wenn es sich um geistige Interessen handelt, in der die Stadt von dem Lande in materieller Beziehung sich befindet. Die Stadt zieht die geistigen Kräfte der ganzen Gegend magnetisch an sich und läßt sie auf dem Lande immer nur sporadisch bleiben. Die Stadt ist der Sammelpunkt der Capacitäten in allen Lebensgebieten, der Mittelpunkt, von dem aus auch die Behörden ihre Aufsicht und Wirksamkeit in näherer und weiterer Umgebung, also auch auf das Land, ausüben. In der Stadt werden daher auch für gewöhnlich an die Vertreter des geistigen Lebens größere Anforderungen gestellt werden. Um deshalb wird ihnen aber auch andrerseits von vorne herein eine höhere Autorität zumeist ohne weitere Prüfung als sich von selbst verstehend zugestanden. Und so ordnet sich der Landbischof dem Stadtbischof bald unter und erkennt in ihm eine höhere Autorität.

Und wie das flache Land sich zur Stadt verhält, so die Landschaft, die Provinz mit allen ihren kleineren Städten zur großen Stadt, zur Metropolis, der Hauptstadt der Provinz, des Landes.

Die Bereitwilligkeit im ganzen Lande, sich der Autorität des Bischofs der Metropole zu unterwerfen, mußte natürlich besonders da sich zeigen, wo die Verbreitung des Christenthums von der Hauptstadt ausgegangen war. Die dort zuerst gegründete christliche Kirche wurde als die Mutterkirche des Landes angesehen, der man gern und willig einen Vorrang, eine höhere Autorität einräumt. Der Metropolitanbischof war der erste der Bischöfe

des Landes; er berief die übrigen Bischöfe zur Synode, er leitete die Versammlung, ja er hatte das Recht, die übrigen Bischöfe zu bestätigen und zu weihen. Die ganze Kirchenprovinz war somit ihm untergeordnet.

Aus der Zahl der Metropolitanbischöfe sondern sich nun drei Bischöfe heraus, die drei großen Bischöfe oder Patriarchen, die unverhältnißmäßig größere Kirchenprovinzen unter sich haben als andere Metropoliten. Es sind die Bischöfe von Antiochien mit der Provinz Syrien, von Alexandrien mit Aegypten und von Rom mit Italien. Sie unterschieden sich zunächst zwar nur durch den erwähnten größeren Umfang ihrer Kirchenprovinz, an Rang und Würden den übrigen Metropoliten gleichstehend. Aber gerade die große Verschiedenheit in dem Bereiche ihrer bischöflichen Wirksamkeit mußte ihnen sehr bald eine größere Autorität zuführen, so daß sie bei kluger Benutzung der Verhältnisse weit über die Grenzen des ihnen zugewiesenen Gebietes hinaus ihren oberhirtlichen Einfluß geltend machten und den übrigen Metropoliten gegenüber eine ähnliche Stellung zu erringen suchten, wie diese den Bischöfen ihrer Provinzen gegenüber hatten.

Begünstigt wurden sie in ihren Bestrebungen durch folgende Umstände. Ihre Gemeinden waren erwiesener Maßen von Aposteln gegründet; es wurde auf ihre Kirchen als auf apostolische Kirchen mit Ehrfurcht geblickt; sie wurden als bevorzugte Bewahrer der Reinheit des Glaubens angesehen; die Ueberlieferung im Cultus galt bei ihnen als ächt und unverfälscht. Dazu kam die große politische und commerzielle Bedeutung der Städte, in denen sie ihren Sitz hatten.

Antiochien, das heut zu Tage in Staub erniedrigt und gedemüthigt zu einem unbedeutenden Orte herabgesunken ist, stand

noch auf seiner Höhe. Früher die mächtige Residenz der Nachfolger Alexander des Großen im syrischen Reiche, war es jetzt der Sitz der römischen Statthalter, Mittelpunkt für die Verwaltung des syrischen Landes, für Verkehr, Handel und Industrie. Für die Christen aber knüpfen sich die ältesten Erinnerungen an diese Stadt. Antiochien war schon in den Tagen, als die Apostel hinausgingen aus Jerusalem, um der Welt das Evangelium zu predigen, ein Stützpunkt für die Verbreitung des Christenthums geworden; in Antiochien wurde zuerst der Name Christen zur Bezeichnung der Gläubigen gehört.

Alexandrien, die alte Hauptstadt der Ptolemäer, noch heute eine der wichtigsten Städte des Orients, hatte auch damals schon eine größere politische und commerzielle Bedeutung als Antiochien.

Rom aber hatte den Erdkreis besiegt. Rom „überstrahlte in stolzer Majestät alle Städte der Welt." Rom hatte Antiochien und Alexandrien in politischer Abhängigkeit und sah auf sie als die beherrschende Hauptstadt auf die unterthänigen Provinzialstädte herab. „Wer in Rom groß war, war groß in der Welt; wer in Rom der erste war, war der erste in der Welt." Wollten daher die Bischöfe von Antiochien und Alexandrien schon mehr gelten als andere Metropolitanbischöfe und über ihre an sich schon großen Kirchenprovinzen hinausgreifen und herrschen, um wie viel mehr der Bischof von Rom. Es zeigt sich bei ihm sehr bald das Streben, nicht blos über die nächsten Grenzen seines Gebietes hinauszugreifen, sondern überhaupt als der erste Bischof der Kirche zu gelten, als die Spitze und das sichtbare Haupt der Kirche.

Die politische Einheit des römischen Weltreiches aber diente zum Vorbilde und spornte zur Nachahmung an. Der Staat

gliedert sich ordnungsmäßig, die weltliche Macht gipfelt in dem weltlichen Oberhaupt, dem Kaiser zu Rom. Das römische Reich ist das Reich der gebildeten Welt, das allein ein Recht auf staatliche Existenz hat, und das deshalb über den ganzen Erdboden sich ausbreiten und alle noch außer ihm lebenden Völker, alle Barbaren sich unterwerfen, civilisiren und sich einverleiben muß. So soll auch die Kirche, die berufen ist, über den Erdkreis sich auszudehnen und alle heidnischen Völker in sich aufzunehmen und zu christianisiren, sich ordnungsmäßig gliedern und in dem kirchlichen Oberhaupte, dem Bischofe zu Rom, gipfeln. Dann erst ist das Gebäude der Hierarchie vollendet das System hat seinen natürlichen Abschluß erhalten.

Ein anderes wichtiges Moment zur Erhebung Roms über alle anderen Bisthümer ist die Zurückführung der bischöflichen Würde von Rom auf den Apostel Petrus, als den Gründer und ersten Bischof der römischen Gemeinde. Wiederum war es ein Wort Christi selbst, dem eine eigenthümliche, dem ursprünglichen Sinne fremde Auslegung von außerordentlicher Tragweite gegeben wurde. Christus nennt (Matth. 16, 18 ff.) seinen Jünger Simon allerdings Petrus, d. h. einen Felsen, auf dem er seine Gemeinde bauen wolle, ihm solle die Gewalt zu binden und zu lösen gegeben werden. Auf Grund dieses Ausspruchs sieht die römische Kirche Petrus als den ersten der Apostel an, als den Apostelfürsten, dem alle anderen Apostel an Rang und Würden nachständen. Da nun Petrus zugleich der Gründer der römischen Gemeinde und ihr erster Bischof gewesen sein sollte, so war die Folgerung sehr einfach: Petrus hat die Gemeinde in Rom gegründet, Petrus ist ihr erster Bischof gewesen, Petrus ist der Apostelfürst, er hat den Vorrang vor den übrigen Aposteln, es

muß daher auch die von ihm gegründete Gemeinde den Vorrang vor allen andern Gemeinden haben, und da der römische Bischof der unmittelbare Nachfolger Petri ist, so muß er auch den Vorrang vor allen übrigen Bischöfen der Christenheit haben, er ist der Fürst der Bischöfe, das Haupt der Christenheit.

Es wurde freilich dabei unberücksichtigt gelassen, daß Christus in demselben Evang. Matthaei, nur vier Verse nach der eben angeführten Stelle (16, 23) zu demselben Petrus spricht: Hebe dich Satan, von mir, du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist. Es wird ferner unberücksichtigt gelassen, daß Christus wiederum in demselben Evangelium zwei Cap. später (18, 18) allen Aposteln dieselbe sogenannte Schlüsselgewalt überträgt, die er vorher Petrus allein zuertheilt. Es kann also ein Vorrang, den Christus dem Apostel Petrus selbst eingeräumt habe, auf das Evangelium nicht zurückgeführt werden, und von Paulus wissen wir aus seinen eigenen Briefen (ich brauche nur an den Galaterbrief zu erinnern), daß er sich keinem der Apostel beugt, sondern nur Christo, daß er vielmehr mit Nachdruck dagegen sich verwahrt, Petrus als eine Autorität anerkennen zu sollen. —

Aber selbst den hiernach unmöglichen Vorrang Petri einmal als möglich zugegeben, so wird doch übersehen, daß, wenn Rom deshalb den Vorrang vor anderen Bischofssitzen haben soll, weil die Gemeinde von Petrus gegründet worden, dann auch eine gefährliche Concurrenz anderer Städte eintreten müßte. Petrus hat sein ganzes Leben der Verkündigung des Evangeliums geweiht, er ist von Ort zu Ort gegangen, es müßte daher, auch wenn wir nichts darüber wüßten, anzunehmen sein, daß er andere Gemeinden gegründet habe. Es wird uns nun aber bestimmt

berichtet, daß er der Stifter der Gemeinde von Korinth, daß er in Antiochien Bischof gewesen ist. Es müßten also Städte wie Antiochien und Korinth dieselben Ansprüche erheben können, wie Rom. Aber Städte wie Antiochien und Korinth sind eben nicht Rom.

Antiochien war zwar eine kirchlich sehr wichtige Stadt, es war, wie vorher erwähnt, eine der drei großen Patriarchenstädte. In politischer Beziehung jedoch hatte es nicht einmal die Wichtigkeit von Alexandrien, geschweige von Rom. Und was Korinth betrifft, so konnte es sich schon zur Zeit, als Griechenland hoch und herrlich dastand, mit Athen und Sparta nicht auf gleiche Stufe stellen. Wie viel weniger konnte Korinth nun Rom gegenüber Ansprüche erheben wollen. Von einem römischen Feldherrn schon anderthalb Jahrhunderte vor Christi Geburt in Schutt und Asche gelegt, war es jetzt eine unbedeutende Provinzialstadt, die nicht in die Schranken treten konnte mit der Stadt, die jetzt als Kaisersitz, als Weltbeherrscherin dastand und durch Glanz, Prunk und Macht Aller Augen blendete. Wenn selbst Jerusalem, wo doch unzweifelhaft die Stiftung der urchristlichen Gemeinde stattgefunden hatte, wo sogar die Stiftung nicht blos auf den Apostel, sondern auf Christus selbst zurückgeführt werden mußte, nicht einmal einen Vorrang vor Rom hatte gewinnen können, so war es bei Antiochien und Korinth noch weniger möglich.

So steht nun Rom da als die einzige Stadt. In ihr thront der Kaiser, der mächtige Beherrscher des Weltreichs; in ihr thront auf dem Stuhle Petri der oberste Bischof der Christenheit.

Die Anerkennung so hoher Ansprüche mußte aber durch umsichtiges, kluges, consequentes Benehmen gewonnen werden; sie erfolgte langsam und nicht ohne Widerstreit. Fast verfließen

zwei Jahrhunderte, ehe der römische Bischof seine schiedsrichterliche Entscheidung als die maßgebende anderen Gemeinden auflegen will. Bischof Victor droht, bei Gelegenheit eines Streites über die Zeit der Osterfeier im Jahre 190 den asiatischen Bischöfen, die Kirchengemeinschaft mit ihnen aufzuheben, wenn sie seiner Entscheidung sich nicht unterwerfen wollten. Jetzt wurde ein solcher Schritt allerdings noch von den bedeutendsten kirchlichen Männern als unberechtigt zurückgewiesen, der ehrwürdige Bischof Irenäus von Lyon bezeichnet ihn als Hochmuth, einer der asiatischen Bischöfe (Polycrates von Ephesus) weist die Ansprüche des römischen Bischofs ganz entschieden mit der Bemerkung zurück, nicht Petrus, sondern Johannes habe an der Brust des Herrn gelegen.

Einige Decennien später, in der Mitte des dritten Jahrhunderts erneute der römische Bischof, Stephan, seine Ansprüche auf oberschiedsrichterliche Gewalt. Es war ein Kirchenstreit über die sogenannte Ketzertaufe ausgebrochen. Der römische Bischof Stephan schloß die afrikanischen Bischöfe, die auf der Synode zu Carthago in dieser Sache einen von ihm gemißbilligten Beschluß gefaßt hatten, von der Kirchengemeinschaft aus, erfuhr aber auch den heftigsten Widerspruch und die entschiedenste Mißbilligung seines Verfahrens. Männer wie Bischof Firmilianus von Cäsarea in Cappadocien und Bischof Cyprian von Carthago werfen ihm Eigensinn, Hochmuth, Unverstand ꝛc. vor. Cyprian erklärt ihm, Christus habe nicht gesagt: Ich bin die Observanz, sondern ich bin die Wahrheit! jeder Bischof sei dem andern gleich, Gott allein verantwortlich, keine Provinz habe der anderen Gesetze vorzuschreiben.

Man sträubte sich noch immer dagegen, dem römischen Bischof

wirkliche Rechte über andere Gemeinden einzuräumen. Besonders stark war dieses Widerstreben bei der morgenländischen Kirche, wo man selbst den im Abendlande ihm eingeräumten Ehrenvorzug gern bestreiten mochte.

Indeß das Widerstreben ließ allmählich nach, die energischen Protestationen gegen Roms Uebergriffe und Anmaßungen wurden seltener. War doch der oben erwähnte Bischof Cyprian selbst schon so weit in der Anerkennung des römischen Vorranges gegangen, daß er sagte, es könne Niemand das Vertrauen haben, in der Kirche Christi zu stehen, wenn er sich von dem Stuhle Petri, auf welchem die Kirche gegründet worden, losreiße.*)

Immer allgemeiner wurde die Willfährigkeit gegen Rom, wenigstens im Abendlande. Sehr viel trug dazu bei die Besonnenheit und Umsicht, welche viele römische Bischöfe bei Schlichtung von Streitigkeiten zeigten. Es schrieben sich alle Bischöfe das Recht zu, jederzeit gegen ihre Amtsbrüder durch Zurechtweisung und selbst Kirchenstrafen einzuschreiten, wenn dieselben irgend wie von den kirchlichen Grundgesetzen abwichen. Von diesem Rechte Gebrauch zu machen, ließen die römischen Bischöfe keine Gelegenheit vorübergehen. Sie verfuhren dabei so klug und vorsichtig, daß sie selten einen derartigen Prozeß anfingen, ohne vorher ihres Sieges gewiß zu sein. So erlangte Rom allmählig eine oberrichterliche Gewalt, die, ohne durch einen bestimmten orga-

---

*) Diese Aeußerung, auf welche die Anhänger des Papstthums sich so oft berufen haben, wird übrigens als später untergeschoben angesehen, da sie in den älteren Handschriften der Schrift Cyprian's De unitate eccles. 4, wo sie gefunden werden soll, fehlt. (Vergl. Hase, Protest. Polemik 1862 p. 161).

risatorischen Act der Kirche begründet zu sein, sich thatsächlich festgesetzt und allgemeine Anerkennung gefunden hatte. Rom wurde für Viele die höchste Appellationsinstanz, und im Anfange des vierten Jahrhunderts galt wirklich der römische Bischof fast überall als der oberste Bischof der Christenheit.

Eine neue Entwickelungsphase für seine Stellung aber trat mit Constantinus dem Großen ein.

Das römische Volk hatte furchtbare Zeiten durchlebt. Der Glaube für die Religion der Väter war erstorben, das Gemüth war erkältet, der Sinn für Recht nnd Gesetz geschwächt, die Bande sittlicher Ordnung aufgelöst, der Kaiserthron blutbefleckt, und durch unaufhörliche Palastrevolutionen erschüttert. Dem Staatsschiffe wurden im Sturme die Planken schon weggerissen, es drohte ganz zu zerschellen.

Constantinus bestieg den Thron. Er begriff seine Zeit. Reich und Thron konnten nur gerettet werden durch einen großartigen, durchgreifenden Akt, der es möglich machte, daß das neue Lebenselement, welches in die Welt eingetreten war, seine befruchtende, erneuernde und versittlichende Kraft dem Staatswesen zuführe, wenn darüber auch die alten, lieb gewordenen Formen, Einrichtungen und Lebensgestaltungen in Trümmer gehen sollten. Vermochte er auch nicht, das Christenthum in seiner Tiefe zu erfassen, blieb er in seinem Innern auch vielleicht bis ans Ende seiner Tage ein stiller Verehrer mancher heidnischen Ueberlieferung; so ahnte er doch die weltumgestaltende Kraft des Christenthums und überzeugte sich, daß es Thorheit sei, dieser Macht sich noch ferner entgegen stemmen zu wollen, daß vielmehr die Staatsklugheit es gebiete, sie als berechtigten Factor des Staatslebens auch von Staats wegen anzuerkennen. Ja er faßte den großartigen Gedanken

das Christenthum zur Grundlage eines ganz neuen Staatswesens zu machen. Unterwerfung und Beherrschung des Erdkreises war das Ziel aller römischen Politik gewesen. Dies Ziel war bisher nur mit Waffengewalt erstrebt. Eine einige, gemeinsame Religion sollte ein neues unzerreißbares Band geben, ein Mittel, stärker als alle bisher angewendeten, um die Einheit des Weltreiches zu erhalten.

Der Staat trat jetzt in unmittelbare Beziehung zur Kirche. Er ordnete sie sich unter, fügte sie in seinen Organismus ein. Daß das kirchliche Beamtenwesen sich schon so weit entwickelt hatte, konnte ihm nur willkommen sein. Auch die Gliederung und Zuspitzung entsprach seinen Interessen und paßte vortrefflich zu dem büreaukratischen Schematismus, wie ihn Constantinus für seinen Staat gebrauchte.

Constantin begriff wohl, welche Vortheile der weltlichen Regierung eine so strenge Gliederung des ganzen kirchlichen Beamtenwesens bei straffer Handhabung der Disciplin bieten könne, wenn die Regierung es verstand, die obersten Geistlichen sich gefügig zu machen. Constantinus nahm deshalb das ganze hierarchische System an, suchte aber noch die Macht der Oberen zu steigern.

Hatte nun der römische Bischof bis jetzt es schon dahin gebracht, daß er für einen großen Theil des Christenthums als Oberhaupt galt, so mußte nunmehr, nach der Erklärung des Christenthums zur Staatsreligion, seine Stellung eine unvergleichlich bedeutendere werden. Bis dahin war er in der großen Welt unbeachtet, wenn er nicht von ihr verachtet worden, ähnlich wie auch heut zu Tage die große Welt die obersten geistlichen Würdenträger der christlichen Secten sowie der Israeliten in ihrer

Stellung ignorirt. Jetzt wurde der unbeachtete römische Bischof
lötzlich einer der obersten und wichtigsten kaiserlichen Staats-
eamten. Durch diese Maßregel des Kaisers allein gewann
er Papst an Ansehn, Einfluß und Macht in überraschender
Weise.

Eine zweite Maßregel Constantin's aber, an und für sich
ein politisch und ohne alle Beziehung zur Kirche, sollte dazu
ienen, die Stellung des römischen Bischofs absolut zu verändern.
Es war die Verlegung der kaiserlichen Residenz von
Rom nach Byzanz, welches nunmehr den Namen Neu-Rom
oder Constantinopel erhielt. Jetzt galt es, diese Maßregel, die
ür und gegen die römischen Bischöfe von außerordentlicher Wir-
kung werden konnte, in ihrer ganzen Tragweite zu erkennen und
vollständig auszubeuten.

Es war nun vorauszusehen, daß der Kaiser in seiner neuen
Residenz einen höchsten Bischof würde haben wollen, den er als
einen Vermittler mit der Kirche und somit als Repräsentanten
der Kirche betrachten konnte. Dadurch wurde die beanspruchte
Oberhoheit des römischen Bischofs über die gesammte christliche
Kirche in hohem Grade gefährdet. Sahen doch die beiden Patri-
archen von Antiochien und Alexandrien sich noch immer als ihm
gleichberechtigt an. Waren doch die Rechte derselben noch auf
dem ersten ökumenischen, d. h. von der ganzen Kirche beschickten
Concil zu Nicäa wieder bestätigt worden. Und nun erhob sich zu
Constantinopel ein Nebenbuhler, gefährlicher als sie beide. Auch
wurde nach Verlauf von einigen Decennien durch Concilbeschlüsse
der Bischof von Constantinopel den drei großen Bischöfen zugesellt,
die Etiquette aber, die man schon damals als etwas sehr Wichtiges
behandelte, wurde so geregelt, daß der Bischof von Konstan-

tinopel den Ehrenrang nach dem Bischofe von Rom erhielt. Motivirt wurden diese Beschlüsse durch rein äußere Gründe, nur durch die politische Bedeutung der Städte Rom und Konstantinopel, der Stuhl Petri wurde aber dabei absichtlich gänzlich außer Betracht gelassen.

Diesem Principe mußte Rom entschieden gegenüber treten und die innern theologischen Gründe als die allein entscheidenden und bestimmenden voranstellen. Nur so konnte es die anderen Patriarchen endlich unter sich zu beugen hoffen.

Schon Innocenz I. (402—417) hatte es als Grundsatz ausgesprochen, daß „auf dem ganzen christlichen Erdkreise ohne Kenntnißnahme des römischen Stuhles nichts zu entscheiden sei und besonders in Sachen des Glaubens sich alle Bischöfe an den heiligen Petrus zu wenden hätten.“ Er behauptet, die Väter hätten diesen Grundsatz nicht aus menschlicher Eingebung, sondern aus göttlicher angenommen. Leo der Große aber, der mehr als einer seiner Vorgänger die Mission Roms begriff und seiner Stellung durch Würde des Charakters, theologischen und politischen Scharfsinn gewachsen war, erwirkte im Jahre 445 vom Kaiser Valentinian III. ein Gesetz, das dem Bischof von Rom die höchste gesetzgeberische und und richterliche Gewalt für die abendländische Kirche gab und ihn zum gesetzlichen Oberhaupt derselben erklärte. Um so empfindlicher berührten ihn die obenerwähnten Concilbeschlüsse, die dem Bischofe von Konstantinopel wegen der politischen Bedeutung der Stadt einen ihm gleichen Rang eingeräumt hatten. Leo protestirte vergeblich dagegen. Der gefährliche Nebenbuhler war nun gesetzlich auf seinem Posten installirt. Es blieb nur übrig, die Verhältnisse klug zu benutzen, den Kampf

nur zur geeigneten Zeit aufzunehmen und auszuführen, nie seinen Ansprüchen formell zu entsagen, während der oft langjährigen Kampfesruhe aber die Macht nach anderer Seite hin zu entfalten.

Die Verlegung der Residenz von Rom nach Constantinopel hat also zunächst diese Folge.

Sie schaffte für den nach kirchlicher Alleinherrschaft strebenden römischen Bischof einen Nebenbuhler, der auch nach dem durch das Hereinbrechen des Islam veranlaßten Sturze der orientalischen Patriarchen noch blieb, der bis auf die heutige Stunde noch geblieben ist und durch das Festhalten an seinen Rechten die Scheidung der Kirche in die griechisch-katholische und römisch-katholische hervorgerufen hat.

Die Residenzverlegung hat aber dem gegenüber noch eine andere Folge, indem sie die weltliche Stellung des Papstes gänzlich ändert. Mit diesem Augenblicke tritt der große Wendepunkt ein für seine Bestrebungen, die, bisher nur auf kirchliche Obmacht gerichtet, nunmehr das höhere Ziel verfolgen, auch die weltliche Oberherrlichkeit über den Erdkreis zu gewinnen.

Gleich bei der Anerkennung des Christenthums durch den Staat hatte die Kirche auch weltlichen Besitz erworben. Sie erbte einen Theil des heidnischen Tempelguts. Vermächtnisse wurden ihr in reicher Fülle zugewandt und zwar, seitdem Constantinus (321) jede Beschränkung testamentarischer Verfügungen zu Gunsten der Kirche aufgehoben hatte, in so überströmender Fülle, daß schon funfzig Jahre später (370) ein Gesetz gegen Erbschleicherei der Kleriker nothwendig wurde. Die Bischöfe gehörten bald zu den größten Grundbesitzern und wurden daher auch ein politischer Factor, eine weltliche Macht.

Die Verlegung der römischen Regierung von Rom nach Constantinopel eröffnet nun für den römischen Bischof selbst eine unendliche Perspective. Er ist Bischof der ewigen Stadt, Nachfolger des Apostelfürsten, Metropolit von Italien, der einzige Patriarch und somit kirchliches Oberhaupt des Abendlandes, frei von unmittelbarer Einwirkung des Kaiserhofes, endlich als Vertreter der Kirche der größte und reichste Grundbesitzer in Italien. Zudem: Der ganze Laienstand und somit auch die höchste Beamtenwelt demüthig dem Priesterstande gegenüber, in Scheu und Ehrfurcht zum Oberpriester emporschauend. Sobald also der Kaiser Rom verlassen und den Sitz seiner Residenz nach Constantinopel verlegt hat, ist dieser Oberpriester der erste Mann in Italien, die höchste Autorität in Rom. Der Gedanke lag nahe, den Kirchenfürsten allmählig auch zum weltlichen Fürsten zu machen.

Spätere Jahrhunderte haben eine Schenkung Constantins ersonnen, die dem Stuhle Petri in einem umfangreichen Territorialbesitz gemacht worden, woraus der Kirchenstaat erwachsen sei. Die Constantinische Schenkung in diesem Sinne ist eine Fabel, ist eitel Trug und als solcher von den strengsten Katholiken schon im Mittelalter anerkannt. Aber diese Fabel läßt sich ansehen als die Hülle für den Gedanken, daß die Verlegung der Weltherrschaft und der kaiserlichen Residenz erst die Möglichkeit und den Anstoß zu dem Kirchenstaate gegeben hat, daß hier der Ausgangspunkt zu nehmen ist für die Verfolgung des Zieles politischer Unabhängigkeit, der Gründung eines eigenen weltlichen Reiches, der Verwirklichung einer Theokratie. Und es war hierbei von geringer Bedeutung, daß das römische Reich zeitweise wieder getheilt worden ist. Denn das durch die

Theodosische Theilung entstandene weströmische Reich hatte keine innere Lebenskraft, es war von Anfang an dem Untergange geweiht. Die Kaiser, kraftlos und sittenlos, konnten der Stellung des römischen Bischofs, der nun den früher für alle Bischöfe üblichen Titel Papst für sich allein in Anspruch zu nehmen anfing, nicht gefährlich sein, sie konnten es um so weniger, als auch sie ihre Residenz nicht in Rom hatten. Sie verlegten dieselbe nach Ravenna.

Es ist diese abermalige Verlegung der Residenz von Rom weg von eminenter Wichtigkeit. Ist es doch, als ob die Pygmäen dieser Zeit sich vor den Riesenschatten der großen Vergangenheit Roms fürchten. Das weströmische Reich bricht zusammen. Auch der Eintagskönig von Italien, Odoacer, fürchtet Rom und nimmt seine Residenz in Ravenna. Das ostgothische Reich lagert sich über Italien. Die Residenz ist Ravenna. Das ostgothische Reich verschwindet wieder von dem Erdboden, Italien wird durch die Waffen des griechischen Kaisers erobert, zu einem Vicekönigthum gemacht unter dem Namen Exarchat. Die Residenz des Exarchen ist abermals Ravenna. Diese Jahrhunderte hindurch währende Abwesenheit der höchsten legitimen weltlichen Herrschergewalt von Rom ist wie eine providentielle Fügung, durch die allein die weltliche Herrschaft des Papstes möglich wurde.

Rom war nun in den Zeiten der Gefahr auf sich selbst angewiesen, konnte nicht auf seinen Kaiser blicken; es blickte auf den Papst. In den Kriegen mit den Longobarden, die einen großen Theil von Nord-, Mittel- und Unter-Italien eroberten, Rom aber nicht erobern konnten, waren es die Päpste, die als

die reichsten Grundbesitzer*) ein Interesse an der Erhaltung Roms hatten und deshalb auch aus ihren eigenen Mitteln viel zur Vertheidigung beitrugen. Sie erwarben sich dadurch Ansprüche auf den Dank sowohl des Exarchen und des Kaisers als auch des römischen Volks.

Die nothwendige Folge aber davon war, daß sie zwar noch immer rechtlich in Abhängigkeit von Kaiser und Exarchen blieben, daß sie aber mit großer Rücksicht und Schonung behandelt wurden und daß sie so ihre Befugnisse selbständig immer mehr und mehr erweitern konnten. Das Volk aber gewöhnte sich daran, in dem Papste nicht blos das kirchliche Oberhaupt zu sehen, sondern auch den väterlichen Hüter und Beschützer, der den Elenden und Bedürftigen sich zwar zunächst mit Trostspendung erbarmte, dann aber auch ihnen kräftige Hülfe und Unterstützung gewährte an Geld und Gut, an Wehr und Waffen. Der Papst fing an, der eigentliche Herr in Rom zu werden. Der Gouverneur aber, der unter dem Titel eines Dux oder Herzogs neben ihm im Namen des Kaisers und als nächster Unterbeamter des Exarchen das weltliche Regiment führen sollte, spielte, wenn nicht eine sehr bedeutende Persönlichkeit an dieser Stelle stand, oder die politischen Zustände ihn ungewöhnlich begünstigten, neben dem Papste eine untergeordnete Rolle.

---

*) Die Schenkungen an den römischen apostolischen Stuhl hatten sich inzwischen so gemehrt, daß derselbe schon zur Zeit des Untergangs des weströmischen Reichs Besitzungen in allen Theilen des Festlandes von Italien, auf den Inseln Corsica, Sicilien, in Dalmatien, Gallien, selbst in Afrika und Asien hatten.

Epoche machend für die Befestigung der weltlichen Macht des Papstthums war Gregor I. (590—604), einer der bedeutendsten Päpste, der auf dem Stuhle Petri gesessen. Er besoldete die Truppen in Rom, schaffte Lebensmittel herbei, um der Hungersnoth zu steuern, kaufte Kriegsgefangene los. Als Lohn wurden ihm auch vom Kaiser weitere weltliche Rechte zugewilligt, weltliche Gerichtsbarkeit über seine Grundsassen und die Befugniß, die obrigkeitlichen Aemter in den päpstlichen Besitzungen, den sogenannten Patrimonien, zu besetzen. Ein neuer Schritt zum weltlichen Fürsten.

Das nachfolgende Jahrhundert verfloß nun so. Die byzantinischen Kaiser, von grauenhafter Barbarei und Unsittlichkeit, gewähren gegen die immer wieder anstürmenden Longobarden keinen Schutz, bleiben den italienischen Interessen abgewandt. — Der ursprünglich blos kirchliche Gegensatz zwischen Alt-Rom und Neu-Rom erweitert sich zum nationalen Gegensatz. Der Papst aber gewinnt um so größeren und wirksameren Anhang bei den Bewohnern Roms und der Patrimonien, als er sie nachdrücklich gegen die willkührliche Erpressung der kaiserlichen Statthalter schützt und für ihre materielle Wohlfahrt väterlich sorgt.

Da trat ein Umstand ein, der den Entwickelungsprozeß beschleunigen sollte. Es war der Bilderstreit.

Kaiser Leo der Isaurier verbot und verfolgte die an den heidnischen Götzendienst schon anstreifende Bilderverehrung. Papst Gregor II. (715—731) vertheidigte sie und erklärte des Kaisers Verfahren als einen Eingriff in die kirchlichen Rechte. Der Kaiser war im materiellen, der Papst im formellen Rechte. Der Streit regte alle Gemüther zur höchsten Leiden-

schaftlichkeit auf. In den italienischen Landen des Kaisers kommt es zu einem allgemeinen Aufstande, der Dux von Rom wird aus Rom vertrieben, der römische Ducat zur Republik erklärt, der Dux von Neapel getödtet; in Ravenna wird der Exarch erschlagen und man geht damit um, von Byzanz sich ganz loszureißen und einen eigenen Herrscher sich zu geben. Diese Verwirrung benutzt der Longobardenkönig Liutprand, fällt in das Exarchat ein, erobert Bologna, die Pentapolis, Ancona, Rimini, Sinigaglia, Fano, Pesaro; er hofft in dem übrigen Italien als Befreier vom griechischen Joche angesehn zu werden und die Stelle des griechischen Kaisers auf der apenninischen Halbinsel einnehmen zu können.

Das war aber für den Papst eine unerwartete, sehr unwillkommene Wendung. Des Papstes gegenwärtiges Regiment, seine Hoffnungen für die Zukunft waren immer noch gesicherter unter dem in Constantinopel residirenden Kaiser als unter einem in Italien selbst residirenden kräftigen Longobardenkaiser, der ja leicht seine Residenz in Rom selbst wieder nehmen und somit das bis hierher schon geförderte Werk der päpstlichen Herrschaft sofort wieder vernichten konnte. Des Papstes eifrigstes Bemühen ging daher auch alsbald dahin, die Absichten Liutprands zu vereiteln. Für denselben Kaiser Leo, gegen den er so eben noch gedonnert hatte, tritt er jetzt nachdrücklich auf und mahnt die Venezianer, dem Kaiser ja beizustehen gegen das verruchte Volk der Longobarden. Liutprand sucht den Papst zu gewinnen. Er hat das Städtchen Sutri erobert und nach kurzem Besitze schenkt er es dem Papste, der Anrecht darauf zu haben vorgab.

Der Papst aber, jetzt Gregor III. (731—741), hierdurch nicht gewonnen, verbindet sich mit Liutprands ungetreuen Vasallen,

den Herzögen von Benevent und Spoleto. Liutprand bedrängt Rom. Der Papst ist in Noth. Vom Kaiser Leo kann er keine Hülfe beanspruchen, noch erwarten. Die Herzöge von Benevent und Spoleto sind gedemüthigt. Da wendet er sich an den gefeiertsten Helden seiner Zeit, der so eben erst die europäische Christenheit von dem weiteren Vordringen des Halbmondes durch die welthistorische Schlacht bei Tours errettet hatte, an Karl Martell, und bietet ihm unter der Form des römischen Patriciats die weltliche Oberherrschaft über Rom an. Karl Martell aber, der in seinem Kampfe für die Christenheit eben erst der thatkräftigen Beihülfe der Longobarden sich erfreut hat, lehnt ab und sucht zu vermitteln. Er verhindert dadurch, daß die Intention des Papstes jetzt schon zur Ausführung kommt.

Beide, Karl Martell und Gregor III., starben bald danach in demselben Jahre 741. Gregors Nachfolger, Zacharias, hielt es für zweckmäßig, den Frieden mit dem Longobardenkönig wieder herzustellen. Er erhielt dadurch die von demselben eroberten Patrimonien zurück, ja Liutprand machte ihm vier, von ihm ebenfalls eroberte, zum römischen Ducate gehörige Städte zum Geschenk. Der römische Ducat war noch kaiserliches Eigenthum, der Papst noch kaiserlicher Unterthan, der Papst konnte also das seinem rechtmäßigen Oberherrn Zugehörige rechtmäßig nicht für sich annehmen. Es ist ein überaus wichtiger Präcedenzfall. Der Papst läßt die Rechtsfrage ganz aus dem Spiele, das Legitimitätsprincip existirt für ihn nicht.

Im Jahre 749 betrat der unternehmende Aistolf den Longobardenthron mit derselben Absicht, die schon Liutprand gehegt hatte, den Longobardenkönig zum Könige von Italien zu machen. Na-

venna und das übrige griechische Norditalien hatte sich unterworfen, er zieht gegen Rom, jeder Einwohner Roms soll ihn als Oberherrn anerkennen und dies durch einen jährlichen Tribut von einem Goldstücke bekunden. Alle Mittel des Papstes finden ihn unerbittlich. Da erinnert sich der Papst seines legitimen Oberherrn, des griechischen Kaisers. Aber die erbetene Hülfe des Kaisers bleibt aus. Aistolf wird gefährlicher. Vielleicht gelingt es jetzt bei den Franken, was einige Jahre früher nicht gelungen war.

Bei den Franken aber haben sich die Verhältnisse inzwischen geändert. Der Schloßhauptmann Pipin ist factischer Regent, wie schon sein Vater Karl Martell es gewesen war; indeß hat der fränkische Schattenkönig doch noch den Namen und die Ehre des Königs. Pipin kann nun nicht begreifen, warum der factische König der Franken nicht auch der nominelle König werden soll. Er wünscht sich über diese ihn beunruhigende Frage zu belehren und glaubt, daß nur der Papst ihm den richtigen Aufschluß wird geben können. Merkwürdiger Weise wird sein Eifer, sich zu belehren, gerade in dem Augenblicke unbezähmbar, wo der Papst zufällig in einer ähnlich unangenehmen Lage sich befindet, wie damals, als er für Pipins Vater, Karl Martell in so wohlwollender Weise hatte sorgen wollen. Pipin glaubte, auf ein ähnliches Wohlwollen rechnen zu dürfen. Er hatte sich auch nicht getäuscht. Papst Zacharias antwortete, wie Pipin gehofft.

Machen wir uns die Situation klar. Ein mächtiger Vasall hat sich fast ganz und gar in den Besitz der executiven Gewalt gesetzt, wie Richelieu und Mazarin. Es lockt ihn die Krone. Der rechtmäßige König ist nicht ein blutgieriger Tyrann, nicht ein Tiberius oder Nero; er ist nur unbedeutend und schwach. Das

ist für den Premierminister der Rechtstitel, ihm die Krone zu nehmen, und der heilige Vater spricht nicht etwa bloß zu einem fait accompli die Anerkennung nachträglich aus, sondern er macht den Kronenraub erst dadurch möglich, daß er ihn vorher principiell rechtfertigt, ihm die priesterliche Weihe giebt und somit den Thronräuber zur Ausführung seines Attentates ermuthigt. In des Papstes Auftrag ertheilte der heilige Bonifacius dem Pipin die Salbung.

Pipin aber sah, daß bei seinen Franken doch noch erhebliche Gewissensscrupel wegen dieser Thronveränderung herrschten, die ihm sehr gefährlich werden könnten. Er glaubte sie am leichtesten gänzlich zu dämpfen, wenn er den Papst vermöchte, in eigener Person zu erscheinen und ihm vor den Augen aller Welt öffentlich und feierlich mit eigener Hand die religiöse Weihe zu geben. Die höchste kirchliche Autorität hätte dann die That Pipins unbestreitbar als eine fromme, Gott wohlgefällige charakterisirt, jeden Zweifel in den geängsteten Gemüthern niedergeschlagen und dem neuen Könige in den Augen der gläubigen Franken eine größere Weihe gegeben, als der alte Stamm besessen, eine religiöse Unantastbarkeit.

Der Papst war, wie wir wissen, gerade zu derselben Zeit von Astolf bedrängt in der äußersten Noth. Er wandte sich Hülfe flehend an Pipin. Pipin ist vorsichtig genug, nicht ohne Weiteres sofort die erbetene Hülfe zuzusagen, sondern erläßt erst an den Papst die Einladung, persönlich zu ihm in das Land der Franken zu kommen, um ihm dort die Weihe zu geben. Inzwischen aber hatte der byzantinische Kaiser, statt die vorher von ihm erbetene militairische Hülfe zu schicken, dem Papste den

Befehl zugehen lassen, sich persönlich zum Könige Astolf nach Pavia zu verfügen, um durch gütliche Unterhandlungen Frieden zu vermitteln. Als des Papstes Bemühungen, wie zu ermessen war, scheiterten, reiste er von Pavia wieder ab, aber nicht zurück nach Rom, sondern weiter über die Alpen zu Pipin, wo er dann nun an Pipin selbst, dann an seiner Gemahlin Bertrada und an seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann die Salbung vollzog und zugleich den Franken bei Strafe des Bannes verbot, aus einem anderen Stamme sich einen König zu wählen. Das heißt also: Der Papst vernichtet das Legitimitätsprinzip bei den Merowingern, weil es ihm unvortheilhaft ist, stellt es aber sofort wieder für die Carolinger auf, weil es ihm da vortheilhaft ist. Er ist die Rechtsquelle für die dynastische Gewalt. Er geht aber weiter. Nachdem er dem Empörer die kirchliche Weihe gegeben und die Revolution eingesegnet hat, macht er den neuen König unter dem Titel eines Patricius von Rom zum Schirm- und Schutzherrn Roms und der Kirche. Er bringt ihn zu dem eidlichen Versprechen, die dem Astolf zu entreißenden Eroberungen, Patrimonien wie Exarchat, dem apostolischen Stuhle zu überliefern. Indem er aber die Patricier-Würde ertheilt, vollzieht er einen Souveränetätsakt, der rechtlich nur dem Kaiser zusteht; er thut also einen Eingriff in die Souveränetät seines von ihm noch anerkannten Oberherrn.

Im Sommer 754 lagert sich nun der neugesalbte Pipin vor Pavia, Astolf erklärt sich zur Herausgabe seiner Eroberungen bereit. Pipin kehrt heim. Astolf treulos hält keine seiner Gelöbnisse. Der römische Ducat wird von ihm fürchterlich verwüstet, Rom wird belagert. Der Papst Stephan bittet Pipin

abermals um Hülfe. Pipin zögert. Da greift der Papst zu einem Mittel, auf welches bis jetzt noch keiner seiner Vorgänger gekommen war. Er schickt an Pipin einen Brief, der ihm direct vom Apostel Petrus zugekommen sein sollte, in welchem der Apostel daher auch in eigener Person spricht. Petrus wendet sich an die Könige Pipin, Karl und Karlmann und an alle fränkische Herzöge und Grafen und an das ganze fränkische Volk und beschwört sie, auch im Namen der Jungfrau Maria und aller himmlischen Heerschaaren, Rom von den Longobarden schleunigst zu erretten, sonst würden ihre Leiber und Seelen im ewigen höllischen Feuer beim Teufel und den bösen Geistern schmachten. Ich muß hierbei ausdrücklich bemerken, daß dieser Brief nicht etwa von Gegnern des Papstthums erdichtet, sondern daß er eine unbestreitbare historische Thatsache ist.

Pipin durfte nun nicht säumen. Ein Keil treibt den andern. Pipin hat seinen Kronenraub sanctioniren wollen, er hat dazu den Papst als sanctionirende Autorität benutzt. Der Papst hat sich zu diesem Unrecht gebrauchen lassen, aber nicht ohne eigenen Gewinnst. Er hat dadurch eine neue höhere Position, eine Position über dem Könige erlangt, er ist Richter über die Rechtmäßigkeit des Thronbesitzes geworden. Jetzt benutzt der Papst diese durch die Salbung Pipins gewonnene höhere Stellung. Die Franken haben ihn bei dem Pipinschen Thronwechsel als die Stimme Gottes angesehen, sie müssen auch jetzt seine Mahnung als göttliche Mahnung ansehn, dürfen an der Aechtheit des Briefes nicht zweifeln. Pipin muß mit einem Heere marschiren. Rom wird befreit. Dem Könige Astolf werden die Eroberungen jetzt wirklich entrissen. Wer erhält dieselben aber nun?

Der rechtmäßige Herr ist noch immer der byzantinische Kaiser. Durch Waffengewalt hat sich erst Astolf, dann Pipin in den factischen Besitz des Landes gesetzt. Kraft des Kriegsrechts sieht Pipin das Besitzrecht des byzantinischen Kaisers als erloschen an.

Er, Pipin, allein hat jetzt darüber zu verfügen. Kaiserliche Gesandte fordern ihn zur Herausgabe der Eroberungen an den Kaiser auf. Pipin erklärt, nur für den heiligen Petrus, nicht für den Kaiser, habe er das Schwert ergriffen, und dem heiligen Petrus allein werde er die von ihm gemachten Eroberungen abtreten. Die Zumuthungen des byzantinischen Kaisers waren allerdings wunderlich. Pipin würde ihnen nicht nachgekommen sein, auch wenn er freie Hand gehabt hätte. Die hatte er aber nicht. Er hatte sich ja dem Papste gegenüber gebunden zur Abtretung der Eroberungen an den Stuhl Petri, diese Abtretung wird jetzt factisch vollzogen und somit kommt nunmehr die berühmte Pipin'sche Schenkung zu Stande, durch welche der Papst zum Herrn der vorher erwähnten Lande (Exarchat, Pentapolis ꝛc.) erklärt und der Kirchenstaat, die weltliche Herrschaft des Papstes, staatsrechtlich constituirt wird.

Höchst überraschend ist es, daß die Urkunde über diese Schenkung, die an Wichtigkeit doch alle anderen Urkunden übertreffen und deshalb besonders sorgfältig aufbewahrt werden mußte, daß diese Schenkungsurkunde sehr früh verschwunden ist und daß gar nicht festgestellt werden kann, was in der Urkunde bestimmt worden ist. Die Schenkung kann weder dem Länderumfange nach, noch dem Grade der politischen Selbständigkeit nach genau umschrieben werden.

Unzweifelhaft ist, daß das Exarchat von Ravenna und die

Pentapolis die Hauptmasse des Schenkungslandes bildet. Was dagegen die politische Unabhängigkeit anbetrifft, so ist dieselbe noch nicht als volle unbestrittene Souveränetät anzusehen. Einzelne Souveränetätsakte waren zwar, wie wir gesehen haben, von dem Papste schon ausgeübt worden. Indeß waren dies immer nur Uebergriffe, die ungeahndet blieben, weil der Beeinträchtigte nicht in der Lage war, zu hemmen oder zu strafen.

Eine Unabhängigkeitserklärung war aber nicht erfolgt, kann auch in der Pipin'schen Schenkungsurkunde nicht enthalten gewesen sein, denn der Papst erkennt den byzantinischen Kaiser noch lange nachher in amtlichen Documenten, (so z. B. in einer Bulle vom J. 772) als Oberherrn an. Mag diese Anerkennung den Grund gehabt haben, um etwaige zu weit greifende Ansprüche des fränkischen Königs als Patricius zurückzuweisen, oder mag sie irgend welchen anderen Grund gehabt haben, die Thatsache der Anerkennung steht fest und schließt die volle Souveränetät des Papstes für jetzt wenigstens der Idee nach aus. Praktisch hatte sie allerdings nur die Bedeutung, daß der Papst für irgend welchen Fall der Noth noch auf sie recurriren konnte. Im Uebrigen war sie gänzlich nichtig.

Das schon gelockerte Band zwischen Alt-Rom und Neu-Rom löste sich immer mehr, seitdem der byzantinische Kaiser Italien sich selbst überlassen und weder die Angriffe und Eroberungen der Longobarden noch die der Franken in Nord- und Mittel-Italien irgend wie zurückzuweisen im Stande gewesen war. Vollständig zerrissen wurde das Band aber erst durch den Papst, als er am Weihnachtstage des Jahres 800 die kaiserliche Würde auf Pipins Sohn, den Frankenkönig Karl übertrug. Es war dies

wiederum ein illegitimer Akt, gegen den der byzantinische Kaiser auch feierlich, aber in seiner Ohnmacht vergeblich, protestirte.

Die Souveränetät ist damit natürlich für den Papst jetzt eben so wenig, ja noch weniger gegeben als vorher; sie bleibt dem Kaiser, nur daß der römische Kaiser an Stelle des byzantinischen getreten ist. Schon vorher, noch unter Pipin, weit mehr aber noch unter Karl dem Großen, hatte das Patriciat seine frühere Bedeutung einer bloßen Schirmherrschaft verloren und einer wirklichen Herrschaft sich so sehr angenähert, daß die Kaiserkrönung dem Frankenkönig nicht eigentlich eine Machterweiterung verschaffte, vielmehr nur das Verhältniß des Frankenkönigs zum Kirchenstaate als das des Oberherrn rechtlich sanctionirte.

Karl der Große war der Mann dazu, das oberherrliche Verhältniß zum Papste nicht abschwächen zu lassen. In allen römischen Landen mußte ihm, dem Kaiser, sofort gehuldigt und der Eid der Treue geleistet werden. Der Kaiser saß zu Gericht über den Papst, der selbst vor dem kaiserlichen Abgesandten erscheinen und sich rechtfertigen mußte. Aber der Stamm der Karolinger hatte nur einen großen Karl. Unter seinen Nachkommen und Nachfolgern aus anderen Stämmen änderten sich die Verhältnisse wesentlich. Unruhige, trübe Zeiten schmälerten die Macht des Kaisers. Die Päpste strebten nach vollständiger politischer Unabhängigkeit.

Eine Reihe entschiedener Männer, die auf dem päpstlichen Stuhle saßen, führte den Kampf gegen die Kaisermacht mit solcher Consequenz, Klugheit und Energie, daß das große Geschlecht der Staufen ihnen erlag, sie die kaiserliche Autorität vernichteten und den letzten Schimmer der kaiserlichen Souve-

ränetät beseitigten. Rudolph von Habsburg giebt den verderblichen Kampf gänzlich auf, und tritt im Jahre 1279 feierlich für immer und unwiderruflich die italienischen Besitzungen mit allen Hoheits- und Regierungsrechten ab.

Fast dreizehn Jahrhunderte also haben verfließen müssen, ehe das Papstthum zur souveränen weltlichen Herrschaft gelangt ist. Von unscheinbaren Anfängen ausgehend wächst es so allmählich, daß die Uebergangsstufen den Zeitgenossen oft unbemerkt bleiben und nur dem ferner stehenden aufmerksamen Beobachter deutlich hervortreten.

Der einfache Verkündiger des Evangeliums, von den übrigen Bekennern des Christenthums nur durch heilige Begeisterung und durch die Gabe der Lehre unterschieden, wird Priester und steht höher als die Laienwelt; der Priester wird Bischof und steht höher als der Priester; er wird Metropolit und steht höher als der Bischof; er wird Patriarch und steht höher als der Metropolit; er wird Papst und ist das Oberhaupt der Kirche. Zugleich ist er weltlicher Besitzer geworden, anfangs nur einfacher Verwalter localen Kirchenguts und Unterthan, wie alle anderen Eigenthümer und Verwalter Unterthanen sind. Das Kirchengut mehrt sich innerhalb und außerhalb Roms, der Bischof wird der größte Grundbesitzer Italiens, er gewinnt einzelne Regierungsgerechtsame, er unterhält Truppen, er wird weltlicher Herr von Rom, erhält durch Pipin den größten Theil der nord- und mittelitalienischen Besitzungen des griechischen Kaisers, wird weltlicher Landesherr, Souverän.

Der ärmliche Stuhl Petri ist ein glänzender Herrschersitz geworden, ist erhoben worden über alle Throne der Welt. Wie der Mond Glanz und Werth erst von der Sonne erhalte, also erhalte das Kaiserthum erst von dem Papstthum Glanz und Werth.

Der Nachfolger des demüthigen Apostels thront in seinem Herrscherpalaste in Herrlichkeit und Pracht; er erklärt sich so hoch über den Kaiser, wie der Mensch über dem Thiere stehe; er schleudert seine Bannstrahlen auf Fürsten und Völker, daß die Staaten wanken und die Throne erbeben, daß Könige und Kaiser von ihrer Höhe herabstürzen und vor ihm sich beugen.

Des Menschensohn aber hat nicht, da er sein Haupt hinlegt und spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

II

Verfall der päpstlichen Macht.

In dem ersten Vortrage habe ich nachzuweisen gesucht, wie es möglich gewesen ist, daß ein christlicher Seelenhirt weltliche Herrschaft hat erwerben, in die Reihe der weltlichen Fürsten hat treten, ja selbst den Vorrang vor allen weltlichen Fürsten hat beanspruchen können.

Ein Geistlicher in Rom erhält die Oberaufsicht über die Kirche seines Sprengels, der ganzen Stadt Rom, der Provinz, des Landes. Der Bischof von Rom gewinnt ein Uebergewicht über die anderen Bischöfe der abendländischen Christenheit; er wird der erste unter ihnen, der erste über sie.

Die Kirche in Rom erhält Grundbesitz, wird reich. Der oberste Leiter derselben unterstützt und schützt die Hülfsbedürftigen aller Art, und in den Jahrhunderten der Verwirrung nach der Zertrümmerung des weströmischen Reiches wird er als reichster Grundbesitzer Italiens aus dem bloß geistlichen Oberhirten thatsächlich ein weltlicher Kirchenfürst. Die Schenkung eroberten

3

Landes durch einen fränkischen Thronusurpator stellt die Verhältnisse noch fester. Der Bischof von Rom ist anerkannter weltlicher Herrscher, allerdings unter der Oberhoheit und Schirmvoigtei eines anderen weltlichen Machthabers, des fränkischen Königs, der die Erbschaft des römischen Kaiserthums übernimmt und sich dann römischer Kaiser nennt. Dem Papste wird auch diese Oberhoheit des Kaisers, die letzte Spur früherer Stellung, lästig; es gelingt ihm, dieselbe abzuwerfen; die Macht des Kaisers ist gebrochen, der Papst steht da als unbestrittener König seines Landes, des Kirchenstaates, als Oberpriester der Kirche und zugleich als Obherrscher und Schiedsrichter aller weltlichen Fürsten der Erde.

Das hatte sich als Resultat ergeben. Jetzt soll nachgewiesen werden, wie das Papstthum von dieser Höhe herabgestiegen, wie der Verfall eingetreten, bis es zu der gegenwärtigen Agonie gekommen ist.

Es ist aber zunächst der Höhepunkt der päpstlichen Macht mit einigen Strichen zu zeichnen.

Gregor VII. hat zuerst die Idee des Papstthums klar und bestimmt ausgesprochen und damit das Ziel festgestellt, nach welchem der römische Bischof zu streben, das, wenn erreicht, er festzuhalten und gegen alle Macht der Erde zu schützen habe. Es ist eine einige christliche Kirche, welche die ganze Menschheit umfassen und regieren soll. Es ist ein einiger Regierer in dieser Kirche, der Bischof zu Rom, dem somit alle Welt unterthan sein soll. Er ist die Quelle aller weltlichen Macht, der Richter aller weltlichen Herrscher; er verfügt über die Throne, erhebt auf sie und stößt von ihnen herab nach seinem Ermessen; erst durch seine Anerkennung wird der weltliche Herrscher rechtmäßiger

Throninhaber. Alle weltliche Herrschaft ist geradezu Eigenthum des Stuhles Petri, die Fürsten sind nur Lehnsträger des Papstes. — In dem Kirchenstaate ist der Papst zwar weltlicher Regent, Landesfürst; aber er ist noch nicht Souverain, denn der Kaiser besitzt noch die Oberherrlichkeit und das Schutz- und Schirmrecht über den Kirchenstaat. Dieses Verhältniß muß umgestaltet werden. Der Kaiser darf kein Recht dem Kirchenstaate gegenüber haben, er darf nur Pflichten haben. Der Papst muß auch als weltlicher Landesfürst souverain sein, unabhängig, ja unantastbar. — Die Geistlichkeit, in allen Abstufungen dem Papste unterthan und zum Gehorsam verpflichtet, darf nur ihn als Oberherrn ansehen; jedes Verhältniß der Abhängigkeit von einer weltlichen Macht muß aufgehoben werden. Vollständige Herrschaft der Kirche über den Staat, päpstliche Universalmonarchie ist somit das ausgesprochene Ziel, das die Hildebrandinischen Grundsätze aufstellen.

Gregor dem VII. war es nicht beschieden, diese Ideen noch alle selbst verwirklicht zu sehen. Erst Innocenz dem III. (1198 —1216) gelang es, das Papstthum auf den Höhepunkt seiner Machtfülle zu erheben.

Beim Beginne seiner Regierung war die Lage der politischen Verhältnisse sehr günstig. Der Kaiserthron war gleichzeitig erledigt. Einem bloßen kaiserlichen Statthalter gegenüber konnte der Statthalter Christi entschiedener auftreten als dem wirklichen Kaiser gegenüber und so nöthigte denn Innocenz den kaiserlichen Statthalter in Rom zu einem Huldigungseide. Das war ein Schritt von außerordentlicher Wichtigkeit, da er das ursprüngliche Verhältniß zwischen Papst und Kaiser vollständig um-

kehrte und dem bisher nur theoretisch gebliebenen Satze von der weltlichen Oberhoheit des Papstes über den Kaiser praktische Geltung gab.

Die politischen Zustände Europas begünstigten auch fernerhin den kühnen und energischen Innocenz in seinen Bestrebungen zur Verwirklichung der Hildebrandinischen Grundsätze.

Die nächste Kaiserwahl war eine zwiespältige. Nichts konnte dem Papste willkommner sein. Die beiden Gegenkaiser Otto IV. und Philipp von Schwaben hatten die geistliche Weihe erhalten, jener durch den Erzbischof von Cöln, dieser durch den Er bischof von Trier. Um so näher lag es, daß die beiden Kaiser sich an Innocenz wandten, um eine Entscheidung von ihm herbeizuführen. Sie wollten freilich nur einen schiedsrichterlichen Spruch, der ihre Sache nur noch stärken sollte. Er aber betrachtete das Verhältniß anders. Nicht ein freigewählter Schiedsrichter wollte er sein, an dessen Stelle auch ein anderer gewählt werden könnte. Als den einzigen rechtmäßigen Richter in der Frage betrachtete er sich, in dessen Hand allein hier die Entscheidung liege und liegen dürfe. Absichtlich aber säumte er lange Zeit mit dieser Entscheidung. Dem kaiserlichen Statthalter entriß er mehrere Landschaften Mittelitaliens, wo Adel und Städte nun ihn als Oberlehnsherrn anerkennen mußten, und erst im vierten Jahre des in Deutschland als Bürgerkrieg wüthenden Kaiserkrieges erklärte er sich für Otto, nachdem dieser eidlich Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl gelobte. Otto mußte dem Papste alle früheren Schenkungen bestätigen, ja, was bei weitem wichtiger war, er mußte auf die kaiserlichen Lehnsrechte über Rom Verzicht leisten und die letzte kaiserliche Machtbefugniß aufgeben, den Stadtprä-

fekten zu ernennen. Erst jetzt wurde der Papst wirklicher und selbständiger Landesfürst des Kirchenstaats, Bürgerschaft und Senat mit allen Beamten waren ihm nunmehr unmittelbar unterthan.

Und zu beweisen, daß er das ungeschmälerte Recht und die volle Macht habe, nach freiem Ermessen über Kaiser- und Königskronen zu verfügen, durfte keine Gelegenheit unbenutzt bleiben, und Gelegenheit bot sich wiederholt.

Derselbe Otto IV. der durch ihn die Kaiserkrone zugesprochen erhalten hatte, verwirkte durch Unwillfährigkeit sehr bald seine Gnade. Innocenz schleuderte den Bannstrahl gegen ihn, sprach die Absetzung über ihn aus und stellte den jungen Friedrich II. ihm gegenüber auf.

Die Könige Philipp August von Frankreich und Alfons von Leon zwang er zum Gehorsam dadurch, daß er ganze Länder dieser Fürsten mit dem Interdict belegte.

Nun konnte er nachdrücklich wieder den Grundsatz von der Oberherrlichkeit aller geistlichen Macht über die weltliche, der Kirche über den Staat, des Papstes über alle weltlichen Herrscher betonen. „Gleich wie Gott der Schöpfer des Weltalls, sagt er, zwei große Lichter am Firmament des Himmels gesetzt hat, ein größeres, daß es den Tag, und ein kleineres, daß es die Nacht beherrsche, also hat er auch am Firmament der allgemeinen Kirche zwei große Aemter eingesetzt, ein größeres, die Seelen, und ein kleineres, die Leiber zu beherrschen, das sind die päpstliche Hoheit und die königliche Gewalt. Wie ferner der Mond, der nach Größe und Beschaffenheit, nach Stellung und Kraft der geringere ist, von der Sonne sein Licht erhält, so erhält auch die königliche Gewalt den Glanz ihres Amtes von der päpstlichen Hoheit."

Die Welt ging in solche Anschauungen ein. Könige fingen an zu meinen, daß ihre Würde erst dann eine rechtmäßige sei und ihre Krone einen neuen Glanz gewönne, wenn sie die Weihe durch den Papst erhielten. Deshalb erbat Herzog Ottokar von Böhmen, der von Kaiser Philipp von Schwaben den Königstitel erhalten hatte, sich vom Papste Innocenz die Bestätigung dieser seiner neuen Königswürde. — In Aragonien bestand das Königthum schon länger als anderthalb Jahrhunderte, aber Peter II. hielt es dennoch für angemessen, sich von Innocenz Bestätigung und Weihe zu erbitten, ja er leistete dem Papste sogar einen Huldigungseid und machte ihm sein Land zinspflichtig. — In ein ähnliches Verhältniß mußte König Sancho von Portugal zu ihm treten und ihm den länger verweigerten Zins zahlen und der Bulgarenfürst Johann ließ sich von ihm die Königskrone ertheilen. In Ungarn entschied er kraft seines oberrichterlichen Amtes den Streit in der Königsfamilie.

Eine sehr günstige Gelegenheit, sein Richteramt über Fürst und Volk zu üben und in der Herrlichkeit der Machtfülle zu erscheinen, bot ihm König Johann von England dar. Dieser grausame, sittenlose, eigensinnige und doch wankelmüthige, wetterwendische König hatte einen Kampf mit dem Papst heraufbeschworen, dem er nicht gewachsen war. Es war von seinen vielen Unbesonnenheiten wohl die größte, mit einem Manne wie Innocenz sich in einen Investiturstreit einzulassen, bei dem selbst schwächere und weniger günstig situirte Päpste nicht würden nachgegeben haben. Es handelte sich um die Besetzung des Erzbisthums von Canterbury. Johann gab nicht nach. Innocenz aber wußte, daß Johann in seinem Lande bei allen Ständen sich verhaßt und

verachtet gemacht hatte, daß er also jeder nachhaltigen und kräftigen Stütze im eigenen Volke beraubt, einen nachhaltigen Widerstand zu leisten nicht vermöge. Innocenz that den König in den Bann, belegte das Land mit dem Interdicte. Da der König sich noch nicht fügsam zeigte, so sprach der Papst die Absetzung über ihn aus, entband die Unterthanen des Eides der Treue und übertrug das Reich an den König Philipp August von Frankreich. Jetzt demüthigte sich Johann vor Innocenz, er erniedrigte sich. Er trat feierlich seine Krone ab; übergab sie dem Stuhle Petri als Eigenthum, ließ sich nun neu von dem Papste mit seinem eigenen Königreiche wieder belehnen, und verpflichtete sich sogar, einen jährlichen Tribut zu entrichten.

Der Papst hat also einen neuen Sieg gegen einen widerspänstigen König erfochten, er ist zugleich Oberlehnsherr von England und Irland geworden, der englische König ist nur sein Verwalter.

Innocenz dem III. war es endlich noch beschieden, einen Triumph nach einer Seite hin zu feiern, von der aus dem Papste immer der hartnäckigste Widerstand entgegengesetzt war.

Der Patriarch von Konstantinopel hatte sich noch nicht dazu verstehen wollen, die geistliche Oberhoheit des Bischofs von Rom als Oberherrn der ganzen christlichen Kirche anzuerkennen.

Dadurch war die große Spaltung in morgenländische und abendländische Kirche herbeigeführt. Der vierte Kreuzzug stürzte das byzantinische Kaiserthum und setzte an seine Stelle das lateinische Kaiserthum zu Constantinopel. Damit wurde der Patriarch nun gezwungen, sich vor dem Papste von Rom zu beugen.

So stand Innocenz da als geistliches Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche, dem sich nun auch der erste Patriarch der morgenländischen Christenheit gefügt hatte; dann als weltliches Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche, da er über Könige und Kaiser verfügte; endlich als weltlicher Landesfürst, der frei geworden war von der kaiserlichen Lehnshoheit. Innocenz war somit Universalmonarch. Ihm genügte daher auch nicht mehr der Stellvertreter Petri; Vicarius Dei, Stellvertreter Gottes nannte er sich. — Er erhob das Papstthum auf seinen höchsten Höhepunkt, über den hinaus es nicht gekommen ist. Zwar haben einzelne seiner Nachfolger ihre Ansprüche noch höher gespannt, eine größere Machtfülle hat aber niemand gewonnen.

Auf dieser höchsten Höhe hielt sich das Papstthum übrigens nur einige Decennien, ja, streng genommen, nur wenige Jahre. Dem äußeren Scheine nach zwar triumphirt es noch lange überall und umhüllt sich mit neuer Glorie durch die Vernichtung des Geschlechtes der Hohenstaufen und die gänzliche Demüthigung des Kaiserthums. Aber schon nach einem halben Jahrhundert (1261) hörte die anerkannte Oberherrlichkeit des Papstes über die morgenländische Kirche mit dem Sturze des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel wieder auf. Ja, für den tiefer Blickenden zeigen sich schon unter Innocenz selbst die ersten Spuren des späteren Verfalls.

England hatte dem unwürdigen Könige Johann den Freiheitsbrief der Magna Charta abgezwungen. Innocenz sah in diesem Schritt einen Eingriff in seine oberlehnsherrlichen Rechte. Auch athmete in dieser Magna Charta zu sehr der Geist der Unabhängigkeit und Selbständigkeit, als daß der Papst sie hätte gut heißen mögen.

Er erklärte die Urkunde für ungültig und sprach den Bannfluch über sie, so wie über die Stände aus. Aber die Männer, welche den König bezwungen hatten, blieben fest, die Magna Charta wurde das erste Staatsgrundgesetz. Zum ersten Male prallten die päpstlichen Bannstrahlen an einem Nationalwillen ab. Es ist die, nur selten richtig gewürdigte, erste große Niederlage, die das auf seiner höchsten Höhe stehende Papstthum erleidet. Es ist das erste Regen eines neuen Geistes. Kaiser und Könige werden niedergeworfen durch den allmächtigen Universalmonarchen in Rom, aber seine Allmacht wird zur Ohnmacht der festen Entschlossenheit und Entschiedenheit der Nation gegenüber.

Wo bisher dem Oberpriester zu Rom die Macht in weltlichen Dingen bestritten war, da war es geschehen von weltlichen Herrschern, es war immer nur ein Kampf von Person zu Person gewesen. Nachdem aber dem Papste, und zwar dem gewaltigsten Papste gegenüber nicht eine Person, sondern eine Nation durch die Kraft der in ihr zur That gewordenen öffentlichen Meinung Recht behalten hatte, fingen auch die weltlichen Herrscher in dem Streit zwischen Krone und Tiara an, die öffentliche Meinung als die Grundlage eines thatkräftigen Nationalwillens zu beachten, auf sie läuternd zu wirken, sie für ihre Sache zu gewinnen.

Der erste, der dies mit ausgezeichnetem Erfolge that, war Philipp IV. von Frankreich. Papst Bonifacius VIII. wollte den König Philipp meistern und in den Staub beugen, wie so mancher seiner Vorgänger mit so manchem Könige und Kaiser es gethan hatte. Er erklärte, da Philipp sich unwillfährig zeigte, jeden für einen Ketzer, der nicht glauben wolle, daß jedermann,. also auch der König von Frankreich, dem Papste nicht

bloß in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen unterthan sei. Ja er behauptete, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sei dem römischen Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig sei. Zugleich berief er eine Versammlung der Prälaten Frankreichs nach Rom, um über Philipp abzuurtheilen.

Philipp antwortete zunächst dem Papste durch einen Brief, in welchem er die Anmaßung desselben in einer bis dahin unerhörten Weise zurückwies, indem er sie als Narrheit und Unsinn qualificirte. Sodann verbot er den französischen Geistlichen die Reise nach Rom, ließ die päpstliche Bulle in Paris öffentlich verbrennen und verkündete diese Verhöhnung der päpstlichen Autorität noch der ganzen Stadt unter Trompetenschall.

Darauf berief er zum 10. April 1302 eine französische Reichsversammlung und diese war es besonders, welche dem ganzen Kampfe zwischen König und Papst einen neuen Charakter gab. Denn sie bestand nicht blos aus Mitgliedern des Adels und der Geistlichkeit, wie bisher alle derartigen Versammlungen. Der König hatte zum ersten Male auch die Städte, das Bürgerthum, zu einer Vertretung berufen, und dadurch sich die Unterstützung der Nation erworben. Auf dieser, um deshalb so überaus wichtigen, ersten allgemeinen französischen Reichsversammlung wurden die Stände zu einer offenen Erklärung aufgefordert, ob sie das französische Königthum von dem Papstthume geknechtet wissen wollten. — Die Stände, zunächst Adel und Bürgerthum, nachher auch die Geistlichkeit, erklärten sich unbedingt für den König und gelobten, Gut und Blut für ihn einzusetzen.

Eine zweite und eine dritte Reichsversammlung vom folgenden Jahre 1303 stärkte die Sache des Königs noch dahin, daß selbst

eine allgemeine Kirchenversammlung beschlossen wurde, die über den Papst richten sollte. Um aber in diesem gewagten Kampfe der Unterstützung der Nation in noch höherem Maße sicher zu sein, sandte der König in die Provinzen, um den schriftlichen Beitritt der übrigen, auf der Reichsversammlung nicht vertretenen geistlichen und weltlichen Stände zu erlangen. — Und so gelang ihm denn auch der Sieg über den Papst vollständig.

Philipp ließ den Papst in Italien, in seiner eigenen Stadt Anagni gefangen nehmen. Der Papst wurde zwar drei Tage später wieder befreit, starb aber kurze Zeit danach. Philipp war und blieb unbesiegt. Es ist der erste große Sieg des Scepters über den Krummstab.

Von jetzt an tritt auch in der ganzen Bewegung gegen Rom Frankreich an Stelle von Deutschland. Die Rolle des deutschen Kaisers war so gut wie ausgespielt; der französische König übernahm sie. Nicht mit mehr Muth und Kraft, wohl aber mit mehr Glück und Geschick hat der König von Frankreich nunmehr die Führung in der Opposition gegen Papstthum und Hierarchie.

Die Verhältnisse verschieben sich. Von außerordentlich günstigem Einfluß für Frankreich hierbei zeigte sich ein Ereigniß, das von einer anfangs ungeahnten Tragweite war. König Philipp wußte im Jahre 1305 nehmlich die Papstwahl auf den ihm ergebenen Erzbischof von Bordeaux zu lenken. Der neue Papst, Clemens V., ist aber mehr Franzose, als Papst. Er ist so sehr Franzose, daß er nicht blos die Interessen des französischen Königs überall zu fördern sucht, sondern er verletzt geradezu die Interessen des römischen Papstes. Er verlegt nehmlich die päpstliche Residenz von Rom nach Avignon, das zwar damals dem

französischen Staate noch nicht einverleibt war, aber, auf französischem Grund und Boden, doch als zu Frankreich gehörig betrachtet werden konnte.

Es war in gewissem Sinne ein Abfall des Papstes vom Papstthum, eine Verleugnung seiner Geschichte. Der Papst war ja nur als Bischof von Rom, als Nachfolger auf dem Stuhle Petri, zu der Würde des Oberhirten der ganzen Kirche gekommen. Die Würde haftete an der Localität. Mit Preisgebung der Localität wurde das Anrecht auf die Nachfolge Petri, auf die Regierung der Kirche preisgegeben. Nur durch eine Fiction war noch ein Schein eines solchen Anrechtes festzuhalten, und es mußte die Gefahr entstehen, daß ein anderer die Vortheile der für auserkoren geltenden Stätte benutzen könne, um die Rechtmäßigkeit des außerhalb Roms residirenden Papstes zu bestreiten.

Die Fiction, welche zunächst vor dieser Gefahr noch rettete, war die, daß die Wahl des Collegiums der Cardinäle, des „heiligen Collegiums", nicht zum Gegenstande habe den Bischof von Rom, der in dieser seiner Eigenschaft das Regiment der Kirche überkommen habe, sondern überhaupt und absolut das Oberhaupt der Kirche, den Universalmonarchen, den Stellvertreter Gottes auf Erden. Diese Fiction war möglich und konnte vielfachen Anklang finden, da die Hildebrandinischen Grundsätze und die Praxis der Gregore und Innocenze die ursprünglichen Verhältnisse verdunkelt und eine klare Auffassung erschwert hatten.

Fast siebenzig Jahre hindurch ist die päpstliche Residenz in Avignon; man nennt deshalb auch diese Zeit die Zeit des babylonischen Exils des Papstthums. Der Papst wird unter dem unmittelbarsten Einflusse des französischen Königs gewählt, er

bleibt unter diesem Einflusse, er ist der erste Hofbischof des Königs von Frankreich. Er tritt in ein, zwar nicht rechtlich zugestandenes und anerkanntes, aber factisches Abhängigkeitsverhältniß, da wo eine Abhängigkeit nicht geboten ist. Er erfreut sich freilich dafür eines ruhigen, behaglichen Lebens, ungestört durch die unruhigen und oft bedenklichen Parteigetriebe der römischen Großen. — Er erfreut sich des Schutzes des französischen Königs nach außen hin und handelt nun um so rückhaltloser gegen den Kaiser, den er noch immer als den Erbfeind seiner Macht fürchtet. Der schlafende, zum Tode verwundete Löwe könnte neue Lebenskraft gewinnen und erwachen. — Er erfreut sich einer höheren Glorie, denn er stützt sich auf jene Fiction und beweist der Welt, daß die Kirche ist, wo der Papst ist, daß der Papst nicht der Bischof von Rom ist, daß der Papst frei und ungebunden in jeder Beziehung ist, auch in der Wahl seiner Residenz. Der Stellvertreter Gottes kann nicht an die Scholle gebunden sein. Ging man doch so weit, daß gerade jetzt mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit bewiesen wurde, daß dem Papste dieselbe Ehre zukomme, wie nicht bloß den Heiligen, den Engeln, sondern wie Christo und Gott selbst, daß der Papst von niemand, auch von einem allgemeinen Concil nicht, gerichtet werden könne, daß er unfehlbar sei.

Aber das ist doch Alles nur Tünche, äußerer Schein. Der Wurm nagt in der Frucht, die äußere Hülle zeigt trügerisch die schöne Farbe lebensfrischer Gesundheit. Der Zersetzungsprozeß hat begonnen und schreitet langsam, aber sicher weiter.

In Deutschland war die Kaiserwahl leider wiederum zwiespältig gewesen und wiederum sollte das Schwert entscheiden.

In offner Feldschlacht besiegte bei Mühldorf Ludwig von Baiern seinen Jugendfreund Friedrich von Oestreich. Ludwig schaltete als nun einziger, rechtmäßiger Kaiser. Der Papst aber forderte ihn vor Gericht. Unrechtmäßiger Weise maße er sich die Regierung an, er solle sie niederlegen bis zur Entscheidung des Papstes. Der Papst sei Lehnsherr des Kaisers; ihm falle also auch die kaiserliche Macht zu bei Erledigung des Thrones, bis sie wieder rechtmäßig an einen andern Lehnsträger vergeben sei. Ludwig erschien nicht, der Papst sprach den Bannfluch über ihn. — Aber die Bannstrahlen hatten nicht mehr die zündende Kraft, wie unter Gregor.

Zwar Versöhnungsversuche hielt man noch für nothwendig. Die aber scheiterten sämmtlich an der Unnachgiebigkeit des Papstes, der in seinen das Kaiserthum demüthigenden herrischen Forderungen noch durch den französischen König bestärkt wurde. Gerade dies aber reizte die deutschen Stände zu mannhafter Entschlossenheit. Der 15. Juli 1338 war der denkwürdige Tag, an welchem sie auf dem sogenannten Kurverein von Rense den Beschluß faßten, daß der deutsche König seine Macht und Würde allein auf Grund der Wahl durch die Kurfürsten besitze, ganz unabhängig von der Weihe durch den Papst.

Das ist ein Act von eminenter Wichtigkeit. Der deutsche Kaiser — denn die ursprünglich allerdings geschiedenen Begriffe deutscher König und deutscher oder vielmehr römischer Kaiser sind für diese Zeit eigentlich schon vollständig in einander übergegangen — ist nunmehr wieder unbestrittener rechtmäßiger Inhaber der Herrschergewalt, sobald er durch die deutschen Wahlfürsten dazu ernannt worden ist; es giebt keine höhere Instanz, die ein

Urtheil über die Rechtmäßigkeit der Wahl auszusprechen, die ein Veto einzulegen oder die Genehmigung zu ertheilen hätte. Damit sind alle Ansprüche des Papstes zurückgewiesen, der deutschen Herrscherwürde ist ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit wieder gewonnen.

Zugleich ist durch eine sprechende Thatsache der unzweideutigste Beweis gegeben, daß ein Umschwung in der Rechtsanschauung stattgefunden hat, der weitere Folgen nach sich ziehen mußte. Hat der Papst über den deutschen Thron nichts zu bestimmen, so hat er auch nicht über andere Throne die beanspruchte Macht; der Universalmonarch, der über Kaiser- und Königskronen nach seinem Belieben verfügt, hat hinfort keine rechtliche Existenz mehr. Das ist die Bedeutung des Kurtages zu Rense, der dadurch eine bleibende Wirkung gewann, daß er in der goldenen Bulle, dem ersten großen Reichsgrundgesetze, welches die deutschen Regierungsverhältnisse regelte, wieder seinen Ausdruck fand.

Gleichzeitig machte sich auch in Italien selbst eine für das Papstthum sehr unbequeme und bedenkliche Richtung geltend. Die meisten Städte Norditaliens bildeten selbständige Staaten, Scheinrepubliken, in denen die Häupter mächtiger Familien sich zu Beherrschern aufgeworfen hatten. Das ermuthigte andere Große, die Abwesenheit des Papstes von Rom zu benutzen, um in einzelnen Städten des Kirchenstaates sich zu selbständigen Herren aufzuschwingen. Der Kirchenstaat drohte zu zerbröckeln und dem Papste ganz verloren zu gehen.

Während so in Deutschland dem Papstthum die Oberherrlichkeit genommen und die theokratische Macht geschmälert wird,

während in Italien ihm die weltliche Herrschaft zerrüttet und die politische Macht geschmälert wird, untergräbt es sich in Frankreich den kirchlichen Boden selbst und erleidet schwere Einbuße an seiner moralischen Macht durch die grauenvolle Unsittlichkeit, die an dem päpstlichen Hofe zu Avignon ihren Thron aufschlug. Wie arg das Lasterleben an dieser heiligen Stätte gewesen, läßt sich hier gar nicht weiter ausführen. Es war so, daß jede Scheu vor den Inhabern heiliger Würden, vor den Vertretern Ehrfurcht gebietender Institutionen, ja vor diesen Institutionen selbst, vernichtet wurde.

Und doch sollte das Papstthum sich eine noch schwerere Wunde schlagen nach dem päpstlichen Exile.

Im Jahre 1378 wurde in Urban V. ein Papst gewählt, der nicht nach Avignon übersiedelte, sondern in Rom blieb. Aber noch in demselben Jahre erklärte eine Anzahl der Cardinäle, die ihn gewählt hatten, die Wahl für eine erzwungene. Sie erwählten einen neuen Papst in Clemens VII., der nun natürlich seine Residenz in Avignon aufschlug.

Gegenpäpste hatte die römische Kirche allerdings auch schon früher erlebt. Fast immer aber hatte der eine der beiden sich nur kurze Zeit halten können und das betrübende Schauspiel hatte gewöhnlich durch die Entsagung des Besiegten bald ein Ende. Jetzt aber tritt eine Erscheinung ein, wie sie die römische Kirche noch nicht gesehen hatte, eine vollständige Kirchenspaltung, die ein ganzes Menschenalter hindurch dauerte. Eine allein seligmachende römisch-christliche Kirche, mit einem unfehlbaren Oberhaupte und Stellvertreter Gottes auf Erden zu Rom. Und eine allein seligmachende, römisch-christliche Kirche, mit einem unfehl-

baren Oberhaupte und Stellvertreter Gottes auf Erden zu Avignon. Jeder von beiden erklärt sich für den allein rechtmäßigen, jeder thut den andern in den Bann, erklärt ihn für einen Thonräuber, für den Antichristen. Nun sind doch aber beide unfehlbar! Welche Consequenzen! Und dieser Zustand dauerte dreißig Jahre. Auch ein dreißigjähriger Krieg voller Entsetzen für Mit- und Nachwelt, die Kirche mit zwei Päpsten, die sich gegenseitig für Antichristen, für Teufel erklären.

Wer sollte da entscheiden zwischen Recht und Unrecht? Die höchste Instanz in kirchlichen Dingen soll ja der Papst selbst sein, und nun steht Papst gegen Papst. Ernste Gemüther wurden irre, wurden beunruhigt und sehnten sich nach endlichem Frieden in der Kirche. Sonst ist es die Aufgabe der Kirche, Frieden zu stiften in der Welt und die Weltkinder zu Versöhnung und Eintracht zu vermahnen. Jetzt waren es die Weltkinder, welche der Kirche den Frieden wiederzugeben trachteten und die Geistlichen zur Versöhnung vermahnen mußten. Besonders war es die Universität von Paris, welche den Nothstand der Kirche zum Gegenstande eingehender Prüfung machte und auf Abhülfe drang. Indem aber die Wissenschaft solche Fragen zur Untersuchung zog, fing sie an, auf rein kirchlichem Gebiete eine Kritik zu üben, wie sie es in den Jahrhunderten zuvor nicht gewagt hatte. Es war das erste Wehen eines neuen Geistes, des Geistes, unter dessen gewaltigem Flügelschlage ein Jahrhundert später das Truggebäude zusammenstürzen sollte.

Der Nothschrei der in ihrem Gewissen Geängsteten veranlaßte endlich, daß die Cardinäle beider Päpste eine Abhülfe herbeiführen wollten und daß sie deshalb im Jahre 1408 in Livorno zusammen-

traten und für das nächste Jahr in Pisa ein allgemeines Concil beriefen. Auf diesem Concile verfocht der Kanzler der Pariser Universität, Gerson, siegreich den Satz, die christliche Kirche sei selbständig auch ohne den Papst. Das Concil erhob diesen Satz zum Beschluß und legte dadurch dem argen Baume die Axt an die Wurzel.

Das Concil leitete nunmehr einen Proceß gegen die beiden Päpste, Benedict XIII. von Avignon und Gregor XII. von Rom ein. Beide wurden vorgeladen und als ungehorsam und wortbrüchig abgesetzt.

Es ist hiermit wieder eine bedeutsame Entwickelungsphase gegeben. Es ist eine Instanz über den Papst gefunden worden, die allgemeine Kirchenversammlung. Sie hat die Macht über den Papst, sie hat die Befugniß, über ihn zu erkennen, seine Würdigkeit zu prüfen und nach Maßgabe derselben ihn zu verwerfen oder in seiner Stellung zu belassen. Und wenn sie den Grundsatz aufstellt, daß die Kirche auch selbständig ist ohne Papst, so spricht sie damit indirect aus, daß sie den Papst nur als einen Kirchenbeamten ansieht, dessen Posten unter Umständen auch aufgegeben werden kann. Der Papst ist somit nicht mehr Grundbedingung für die Wohlfahrt der Kirche, er ist nicht nothwendiger, wesentlicher Bestandtheil, nicht Grund- und Eckstein der Kirche.

Das ist allerdings eine für das Papstthum gefährliche Theorie. Vom papistischen Standpunkte aus betrachtet ist es eine geradezu revolutionäre Theorie. Sie birgt auch wirklich schon die Reformation in sich. Aber das Papstthum selbst hatte sie herbeigeführt. Der Satz von der Selbständigkeit der Kirche ohne Papst und

der hieraus wieder abgeleitete Satz von der Machtvollkommenheit der allgemeinen die Kirche selbst repräsentirenden Kirchenversammlung über den Papst war ja nothwendig, um das arge Uebel des Doppelpapstthums der Kirchenspaltung endlich zu beseitigen. Es mußte sich also auch die Kirche das revolutionäre Princip gefallen lassen.

Die beiden für abgesetzt erklärten Päpste aber ließen es sich nicht gefallen, sondern verblieben auf ihrem Posten und wurden sogar noch von weltlichen Mächten als rechtmäßige Päpste anerkannt, Benedict zu Avignon nehmlich von Spanien und Schottland, Gregor zu Rom aber von dem Kaiser Ruprecht. Da nun aber auf dem Concil zu Pisa durch das Cardinalcollegium ein neuer Papst gewählt worden war, der einstweilen zu Bologna residirte, so sah die Kirche plötzlich drei Päpste neben einander, von denen jeder der allein rechtmäßige sein wollte.

Das Uebel war nun noch größer geworden.

Zur Vertheidigung der beiden alten Päpste hätte man wohl anführen können, daß das ganze Concil von Pisa ein unberechtigtes gewesen wäre, da es durch keine oberste Autorität zusammenberufen worden, weder vom Papste noch vom Kaiser, daß es daher revolutionären Ursprungs sei und schon um deshalb seine Beschlüsse, selbst wenn sie nicht selbst so revolutionärer Natur wären, keine Gültigkeit haben könnten. Aber auch dieser Einwand sollte bald hinfällig werden.

Die nunmehrige Dreiköpfigkeit der Kirche erschien der Christenheit doch unerträglich. Der neue Kaiser Sigismund theilte nicht die Ansichten seines Vorgängers Ruprecht, er sah den Bologneser Papst (es war Johann XXIII., der nach dem Tode

des in Pisa gewählten Alexander V. schon 1410 von dem Cardinalscollegium in Bologna gewählt worden war) als rechtmäßigen Papst an und wußte ihn zu vermögen, gemeinschaftlich mit ihm ein neues allgemeines Concil nach Kostnitz (Constanz) zu berufen.

Aber auch diese, von Kaiser und Papst berufene, also doch gewiß rechtmäßige Kirchenversammlung stellte sich sofort auf den Standpunkt des Concils von Pisa und sie erklärte ihre Selbständigkeit ohne Papst, ihre Oberherrlichkeit über den Papst. Sie gab dem theoretischen Satze auch sofort praktische Folge, und machte mit den drei Päpsten reinen Tisch, indem sie den einen (Gregor) zur Abdankung nöthigte, die beiden andern aber (Johann und Benedict) als Verbrecher und Ketzer feierlich absetzte.

Der neue, nunmehr rechtmäßige Papst Martin wird veranlaßt, nach einigen Jahren eine neue allgemeine Kirchenversammlung zu berufen. Und auch dieses Concil zu Basel erneuert die Beschlüsse von Pisa und Constanz in Betreff der Selbständigkeit und Oberherrlichkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung und spricht bald wieder ein Absetzungsurtheil über einen Papst aus.

So stellen sich also die drei großen Concile des funfzehnten Jahrhunderts sämmtlich als souveräne Versammlungen hin. Der Papst wird von ihnen gerichtet, wird von ihnen abgesetzt. Welch eine Umwandlung gegen die Zeit Innocenz des Dritten! Der Stellvertreter Gottes, der von niemand sollte gerichtet werden dürfen, der unfehlbar sein sollte — er war von einer nicht mehr revolutionären, sondern durchaus legitimen Versammlung gerichtet, für sehr fehlbar erkannt, abgesetzt worden. Das Papstthum Innocenz des III. hatte sich selbst die tiefsten Wunden geschlagen

durch die erst zweiköpfige, dann dreiköpfige Kirchenspaltung. Die drei großen Concile hatten dem kranken Manne das erste Invaliditätsattest ausgestellt.

Wie große Gefahr erwuchs hierdurch für das Papstthum! Die allgemeinen Kirchenversammlungen hatten die oberste kirchliche Gewalt an Stelle des Papstes übernommen. Das Papstthum wurde für entbehrlich erachtet, während das Concil bei einander war.

Eine weitere Ausbildung der Theorie konnte dahin führen, daß die Kirchenversammlungen regelmäßiger organisirt in bestimmten Fristen wiederkehrten, daß sie für die Zwischenzeit etwa durch einen Ausschuß des Cardinalcollegiums ersetzt würden, daß sie das Kirchenregiment dauernd für sich in Anspruch nähmen und dadurch das Papstthum entbehrlich machten und beseitigten.

Die weitere Ausführung der Grundgedanken konnte auch dahin führen, daß die Unabhängigkeitsbestrebungen sich der einzelnen Landeskirchen bemächtigten. Es hatten die Landes- und Nationalitätskirchen sich schon zu großen kirchlichen Corporationen zusammengeschlossen; auf dem Kostnitzer Concile waren sie schon als solche thatsächlich anerkannt und Deutsche, Italiener, Franzosen Engländer bildeten besondere Curien. Hatte doch schon der mit dem Beinamen des Heiligen beehrte Ludwig IX. im Jahre 1229 durch die pragmatische Sanction die Kirche Frankreichs als besondere Nationalkirche zu constituiren und ihr dem Papste gegenüber gewisse Rechte zu erhalten gesucht. Hatte doch der schwache Karl VII. im Jahre 1438 durch die pragmatische Sanction von Bourges die Beschlüsse des Baseler Concils zur weiteren Begründung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der

französischen Kirche zu benutzen gewußt. Wurde auf dieser Bahn consequent und mit Energie von allen Nationen weiter fortgefahren, so wurde der Papst wiederum entbehrlich.

Der kirchliche Monarchismus war auf beiden Seiten gefährdet. Dieser Gefahr mußte entgegengearbeitet werden. Noch konnte es mit Erfolg geschehen. Und es geschah mit Erfolg.

Der kirchliche Monarchismus hatte noch seine Anhänger. Die abendländische Christenheit war erzogen in der Anschauung des hierarchischen Gebäudes mit einheitlicher Spitze. Auch hatten ja die großen Concilien selber immer wieder diese einheitliche Spitze hergestellt. Hielten sie aber schon diese einheitliche Spitze noch für nothwendig zum gedeihlichen Kirchenregimente, wie viel mehr mußte die autoritätsbedürftige Masse nach einem obersten Kirchenfürsten verlangen, der die Einheit der Kirche repräsentire.

Auch war die Kenntniß von der Depravation des Papstthums nicht so überall hingedrungen. Je ferner vom Mittelpunkte, um so schwächer war sie, um so weniger wirkte sie gefährlich. Die Erinnerung daran verlor sich allmählig und wo sie unbequem werden wollte, wurde sie absichtlich zurückgedrängt, von allen, die sich aus Ueberzeugung oder Interesse der Sache des Papstthums anschlossen.

Im Clerus selbst aber waren viele, die das thaten. Die niederen Geistlichen hatten doch die Möglichkeit eines Schutzes der höchsten Instanz gegen die etwaigen Unbilden der Bischöfe. Die Bischöfe wiederum hatten die Möglichkeit des Schutzes gegen Eingriffe der weltlichen Macht. Auch hatte jeder einzelne für sich die Möglichkeit, selbst auf den päpstlichen Stuhl erhoben zu werden.

So bildete sich eine Reaction, die Reaction der Curialisten, die das ancien régime des Gregorischen und Innocenzischen Papstthums wollten, gegen den Liberalismus der Episcopalisten, die nach den Grundsätzen der Concile nur einen den kirchlichen Gesetzen unterworfenen ersten Kirchenbeamten in dem Papste wollten, einen obersten Executivbeamten der mit der obersten gesetzgebenden und richterlichen Gewalt betrauten allgemeinen Kirchenversammlung.

Die Reaction siegt. Der kranke Mann erholt sich wieder, die Wunden vernarben. Die kirchliche Monarchie erscheint noch als nothwendig, der Papst ist der Kirche noch nicht entbehrlich.

Ja der Papst, der doch zugleich auch weltliches Oberhaupt des Kirchenstaates ist, gewinnt in dieser seiner Eigenschaft noch eine Steigerung seiner Macht, indem es ihm gelingt, die mächtige, hohe Aristokratie des Kirchenstaates, die ihm so oft so gefährlich geworden war, zu brechen. (Es war besonders der berüchtigte Alexander VI., der dies erreichte.)

Wir sind inzwischen in eine Zeit eingetreten, in welcher überhaupt ein Kampf zwischen Monarchismus, oder richtiger hier Absolutismus, und dem Aristokratismus oder Feudalismus in Europa sich zu entwickeln anfing. Ludwig XI. hatte ihn mit Schrecken in Frankreich geführt.

So hatte der Papst einige Macht wieder gewonnen als kirchliches Oberhaupt durch die Reaction, neue Macht gewonnen als weltlicher Souverain durch die absolutistische Strömung Europas. Und auch in seiner Stellung als Obherr über Throne und Staaten schien es einen Augenblick, als ob er seine alte Macht wieder gewinnen sollte.

Es war bei den großen Entdeckungen der neuen Welt.

Um Besitzstreitigkeiten zu entscheiden zwischen Spaniern und Portugiesen zog Papst Alexander VI. eine Demarcationslinie, einen Meridian hundert Meilen westlich von den Azoren und bestimmte, daß, was ostwärts dieser Linie liege, den Portugiesen, was aber westlich, den Spaniern zugehören sollte. *)

Dieser Akt der Theilung der Welt war aber auch das letzte Aufflackern der verlöschenden Flamme.

Der schlichte Mönch von Wittenberg eröffnete seinen Kampf. Ich werde von der Geschichte der Reformation nur wenige Momente berühren.

Als Luther am 31. October 1517 seine 95 Thesen anschlug, war er noch nicht Gegner des Papstthums. Er bekämpfte nur den Mißbrauch des Ablasses, nicht einmal den Ablaß selbst. Dem Papste sprach er nur die Macht ab, dem Menschen eine Schuld zu vergeben. Der Papst könne nur eine von der Kirche auferlegte Strafe erlassen.

Ein Jahr später, October 1518, nach der Unterredung mit Cajetan, appellirte er „von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden Papst". Durch diese Appellation hat er die Untrüglichkeit des Papstes unbewußt schon aufgehoben; aber er erkennt den Papst noch an. Nun aber wendete sich seine Prüfung dem Papstthume selbst zu.

*) Uebrigens schlossen die beiden betheiligten Nationen schon im folgenden Jahre selbständig einen Vertrag, nach welchem die Linie 375 Meilen weit von den Azoren nach Westen hinausgerückt wurde und emancipirten sich somit sehr bald von der Oberhoheit des Papstes. Dem Papste blieb nur übrig, nachträglich seine überflüssige Zustimmung zu geben.

Im Juli 1519 stellt er in der Leipziger Disputation den Satz auf, daß der Papst nicht nach göttlichem, sondern nach menschlichem Rechte Oberhaupt der Kirche sei.

Im Juni 1520 ist er in seiner Entwickelung schon so weit fortgeschritten, daß er in der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" auf Selbständigkeit einer deutschen Nationalkirche dringt mit einem von Rom unabhängigen Primas ohne weltlichen Besitz. Dem Papste sollte die weltliche Macht genommen werden, so weit sie auf erlogenen Schenkungen und Anmaßungen beruhe.

Hier existirt der Papst als Papst für Luther eigentlich schon nicht mehr; er ist aufgegangen in einen Landesbischof, der zufällig weltlichen Besitz und weltliche Macht hat, und der besser diese Macht nicht hätte, da sie principiell mit seiner geistlichen Stellung keinen Zusammenhang hat. Diese Consequenzen werden bald bestimmter ausgesprochen.

Im October ergeht von Luther die Schrift „Von der Babylonischen Gefangenschaft", worin er gleich zu Anfang sich den Gegnern zu Dank verpflichtet erklärt, daß er durch sie in der Erkenntniß der Wahrheit gefördert sei, da er jetzt verwerfen müsse, was er zu Anfang des Streites noch zugestanden habe. Jetzt erkenne er, daß das Papstthum, dem er früher statt des göttlichen nur menschlichen Ursprung zuerkannt hatte, nicht menschlicher, sondern teuflischer Einsetzung sei.

Inzwischen war in Rom der Bannstrahl geschmiedet, der ihn zerschmettern sollte. Aber kaum war die Bannbulle in Deutschland bekannt gemacht, da antwortete Luther mit einer Schrift „Wider die Bulle des Antichrists", und am 10. December 1521 war

es bekanntlich, wo er die päpstliche Bulle mit dem kanonischen Rechte den Flammen übergab.

Der Papst ist nunmehr für Luther vernichtet, das Papstthum ist abgethan. Luther ist aber hier so viel als Reformation überhaupt.

Der Schritt ist ein Riesenschritt.

Fast halb Europa geht dem Papstthume verloren. Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Schottland, Holland, ein großer Theil von Deutschland, Frankreich und der Schweiz.

Aber nicht bloß extensiv wird dadurch das Machtgebiet des Papstthums beschränkt. Bei der ganzen gebildeten Welt ist ein Umschwung in der Anschauung eingetreten oder droht einzutreten. Auch bringt es die bekannte unerbittliche Logik der Thatsachen mit sich, daß die Stellung des Papstes den Fürsten Europas gegenüber eine andere wird. Für die protestantischen Fürsten existirt der Papst als solcher naturgemäß nicht mehr. Aber auch die katholischen Fürsten erkennen ihn nicht mehr als Obherrn an.

Die monarchisch-absolutistische Strömung in Europa fing an höher zu steigen und stärkere Fluthen zu schlagen. Die Fürsten waren eifersüchtig auf ihre Macht und wehrten Alles ab, was dieselbe beschränken sollte, mochte es von Innen oder Außen kommen. Auch waren die reformatorischen Ideen in Betreff der Trennung des Weltlichen vom Kirchlichen nicht ohne Einfluß auf die ganze katholische Welt geblieben. Man wies die anmaßlichen Einmischungen des Papstes in die Politik zurück. Kriege, Friedensschlüsse, Verträge, Grenzveränderungen, Gebietsabtretungen, Eroberungen, Thronwechsel, Alles geschah, ohne daß man sich im geringsten dabei um den Papst kümmerte. Der Papst that zwar

Einsprüche; aber man nahm sie jetzt mit großer Seelenruhe auf und legte sie als gleichgültig bei Seite.

Die Zeit der Reformation vernichtet auch die letzten Spuren der Universalmacht des Papstes. Kaiser Karl V. war der letzte deutsche Kaiser, der noch Gefallen fand an einer päpstlichen Krönung (1530), die aber auch für ihn eine bloße Ceremonie blieb, ohne dem Papste nur den allergeringsten Zuwachs an Einfluß oder Macht zu verschaffen. Aber selbst dieser leise Schimmer einer durch die Kaiserkrönung documentirten Obherrlichkeit des Papstes über den Kaiser verschwand nunmehr gänzlich, und die nun folgenden wirkungslosen Protestationen des Papstes in der europoäischen Politik beweisen die vollständige Ohnmacht. Kaiser Karl V. legt seine Krone nieder. Der Papst bestreitet ihm das Recht zur Abdication ohne päpstliche Genehmigung; nur in die Hände des Papstes dürfe die Kaiserkrone niedergelegt werden. Er citirt den Kaiser Karl sowie dessen Nachfolger Ferdinand vor sich nach Rom. Die Kaiser ignoriren die Forderung des Papstes, Karl hat die Krone nicht wieder aufgenommen und Ferdinand ist unangefochten deutscher Kaiser geblieben.

Der Westphälische Friede schloß einen Krieg, der dreißig Jahre in unserem deutschen Vaterlande gewüthet hatte und stellte endlich geregelte Verhältnisse zwischen Katholiken und Protestanten fest. Der Papst protestirte gegen diesen Frieden. Seine Bestimmungen sind aber dennoch deutsches Reichsgrundgesetz geworden. Des Papstes Protest ist verhallt und auch von den Katholiken nicht beachtet worden.

Der Kurfürst von Brandenburg setzte sich die Königskrone auf. Der Papst protestirte. Noch im Jahre 1786 bezeichnete

der römische Staatskalender den König von Preußen nur als Markgrafen von Brandenburg. Man zuckte die Achseln. Der päpstliche Protest hat die Schwingen der preußischen Adlers nicht lähmen können; er steigt noch immer in kühnem Fluge himmelan. Nec soli cedit.

Der Papst hat auch gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses Protest eingelegt. Aber wir sind ja alle Zeuge, daß diese Beschlüsse zum großen Theile noch heute ihre Geltung haben, und wo sie inzwischen modificirt oder ganz ungültig geworden sind, da ist es bekanntlich nicht aus Veranlassung päpstlicher Protestationen geschehen.

Der Universalmonarch ist entthront.

Gleichzeitig hat auch die specifisch kirchliche, rein geistliche Macht desselben eine schwere Erschütterung erlitten.

Die Republik Venedig hatte es gewagt, Geistliche wegen Verbrechen vor die weltliche Gerichtsbarkeit zu ziehen und zu bestrafen, sowie ein Gesetz gegen die Vermehrung des Grundbesitzes der Geistlichkeit zu geben. Papst Paul V. (1605—21) belegte deshalb den Senat mit dem Banne, das ganze Land mit dem Interdicte. Die Republik blieb fest. Zuletzt wurde durch Frankreich ein Friede vermittelt. Die Republik gab in nichts nach, der Papst aber mußte Bann und Interdict in Gegenwart von 25 Senatoren und dem Dogen widerrufen lassen.

König Ludwig XIV. beschränkte in seinen Landen die päpstlichen Machtbefugnisse, legte sich das Recht der Besetzung der hohen Kirchenämter auch in den neu erworbenen Provinzen bei und gerieth in heftigen Streit mit dem Papste. Der König fühlte sich stark, drohte, Avignon zu besetzen, wofern der Papst

ihm nicht die verlangte Genugthuung geben werde, die auf eine ganz unerhörte Demüthigung desselben hinauslief. Der Papst bequemte sich in der That dazu und schickte einen Gesandten nach Paris, der eine öffentliche Abbitte wegen der dem französischen Gesandten vermeintlich zugefügten Beleidigung aussprechen mußte. Zugleich mußte der Papst vor dem Wachlocale seiner aus Corsen bestehenden Leibwache eine Schandsäule errichten lassen, auf der die Corsische Nation für unfähig erklärt wurde, im Kirchenstaate wieder Dienste zu leisten. Zu solchen Demüthigungen wurde der Papst gezwungen, von einem Könige, der durch die Aufhebung des Edictes von Nantes bewies, daß er kein protestantischer Ketzer war.

Und derselbe König Ludwig XIV. läßt im Jahre 1682 auf einer Prälatenversammlung zu Paris die sogenannten vier gallicanischen Sätze oder Freiheiten feststellen. 1) Petrus und seine Nachfolger haben nur Macht in geistlichen Dingen, nicht in weltlichen. 2) Auch in geistlichen Dingen ist diese Macht nicht unbeschränkt. Sie ist beschränkt durch die Beschlüsse des Kostnitzer Concils, welche doch die Selbständigkeit der Kirche ohne Papst und die Unterordnung des Papstes unter das allgemeine Concil feststellten. 3) Der dritte Satz behauptet eine weitere Beschränkung der päpstlichen Macht durch die Bräuche und Vorschriften der gallicanischen Kirche. 4) Der vierte erklärte, daß die Aussprüche des Papstes nicht für unverbesserlich zu halten, sofern die Kirche sie nicht angenommen habe.

Sah sich Ludwig freilich durch die Verhältnisse gezwungen, auf eine praktische Geltendmachung dieser Sätze zu verzichten, so waren sie doch ein sehr charakteristisches Zeichen von den jetzt herrschenden Ansichten. Jetzt bloße Theorie geblieben, konnten sie

unter günstigeren Verhältnissen sehr leicht eine bedenkliche Realisation erhalten. Es sind nicht abtrünnige Ketzer, es sind rechtgläubige katholische Prälaten, die jene Beschlüsse gefaßt haben. Besonders bedenklich mußte der dritte Satz erscheinen, da in ihm der Keim zu einer selbständigen Nationalkirche enthalten ist.

Noch mehr sollte das achtzehnte Jahrhundert dem Papste an Autorität in den katholischen Landen nehmen.

Der Jesuitenorden, eine der schärfsten Waffen des Papstthums, wurde im J. 1759 aus Portugal verjagt, der Nuntius des Papstes, der sie schützen wollte, wurde über die Grenze gebracht, und alle Verbindung mit dem Papste abgebrochen. Im J. 1764 wurde der Jesuitenorden in Frankreich als staatsgefährlich aufgehoben, danach in Spanien, Neapel, Genua, Parma, Venedig, Malta, lauter katholischen Ländern.*)

Kaiser Joseph II. ging darauf aus, die Kirche ganz von ausländischem Einflusse frei zu machen, was zuletzt auch zu einer selbständigen Nationalkirche hätte hinführen müssen. Pius VI. sah das Papstthum aufs äußerte gefährdet. Gegen die ungewöhnliche Gefahr sollte ein ungewöhnliches Mittel angewendet werden. Der Papst hoffte, durch die Macht seiner Persönlichkeit das ersterbende Feuer der mittelalterlichen Begeisterung für den heiligen Vater in den Gemüthern des von Aufklärung angesteckten Kaisers Joseph und seiner Völker wieder anfachen zu können. Er entschloß sich zu dem unerhörten Schritte, unaufgefordert dem Kaiser

*) Papst Clemens XIII. erließ im J. 1765 eine Bulle, worin er die Heiligkeit und Unabsetzbarkeit des Ordens darthun wollte. Sein Nachfolger, Clemens XIV. aber hob den für unabsetzbar erklärten Orden selbst auf.

in Wien einen Besuch zu machen, da der Kaiser keine Neigung zeigte, sich nach Rom zu begeben. Der Papst erschien, wurde zwar mit äußeren Ehren empfangen, aber ohne von dem Kaiser die bis dahin üblich gewesene, die päpstliche Superiorität bekundende Ehrenbezeigung des sogenannten Pantoffelkusses erlangen zu können.

Noch viel weniger erwirkte er irgend eine Abänderung der Josephinischen Anordnungen. Konnte er es doch nicht einmal dahin bringen, daß der kaiserliche Minister Fürst Kaunitz ihm den ersten Besuch machte. Unter dem Vorwande, des Fürsten schöne Gemäldegallerie zu sehen, suchte er denselben auf.

Das Ziel einer deutschen Nationalkirche wurde noch bestimmter ins Auge gefaßt von den höchsten deutschen Kirchenfürsten, den Erzbischöfen, die in der sogenannten Emser Punctation im J. 1786 die ersten grundlegenden Schritte dazu thaten. Der Ausführung dieser Idee stellte sich zwar das Widerstreben der Bischöfe entgegen, die lieber dem einen Papste als den ihnen näheren und deshalb unbequemeren Erzbischöfen unterworfen sein wollten. Es war aber immer ein charakteristisches und bedenkliches Zeichen der Zeit, das doch nicht als ketzerisch gescholten werden konnte, da es eben von den rechtgläubigen Erzbischöfen ausging.

So hat also der Papst auch in seiner Eigenschaft als bloßer Kirchenfürst an Macht und Autorität den katholischen Fürsten und Staaten gegenüber, ja der katholischen Kirche selbst gegenüber, sofern sie durch die hohen und höchsten Geistlichen repräsentirt wird, ungemein eingebüßt.

Noch größere Einbuße erlitt die kirchliche Autorität des Papstes während der französischen Revolution.

Der Kirche wurde in Frankreich alles Grundeigenthum genommen, die Geistlichen wurden zu Staatsbeamten gemacht, die vom Staate auch ihre Besoldung erhielten. Der Kirche wurde eine sogenannte bürgerliche Verfassung gegeben, nach welcher die Ernennung der Geistlichen, niederer wie oberer, durch Volkswahl geschehen sollte, ohne irgend welche Bestätigung von Seiten des Papstes. Die Erzbisthümer wurden aufgehoben, die Bisthümer neu geordnet und vertheilt. Dem Papste wurde jeder Einfluß auf diese Organisation abgeschnitten. Die Kirche Frankreichs war ihm so gut wie ganz entwunden.

Die meisten Geistlichen weigerten sich zwar, den von ihnen verlangten Eid auf die Verfassung zu leisten, da der Papst denselben verboten und jeden seines Amtes verlustig erklärt hatte, der ihn leisten würde. Aber Alles, was noch im kirchlichen Amte bleiben wollte und blieb, mußte den Eid leisten und stand dadurch in offenem Ungehorsam gegen den Papst.

Nach der nun folgenden Zeit des Wahnsinnsparoxysmus, in welcher Christenthum und Religion überhaupt von Staatswegen abgeschafft werden sollten, erkannte zwar der erste Consul den Papst wieder an, schloß mit ihm ein Concordat und räumte ihm einige Gerechtsame über die französische Kirche ein. Aber in der Welt des ersten Consuls, oder gar des Kaisers, war für einen mittelalterlichen Papst keine Stelle. Der Napoleonische Papst sollte erster kaiserlicher Hofbischof werden, ein fügsames Organ des kaiserlichen Willens, dessen man sich gelegentlich bedienen könnte, um die unterworfenen Völker auch durch

geistliche Schreckmittel niederzuhalten, das aber einen selbständigen, eigenen Willen dem Kaiser gegenüber auch auf kirchlichem Gebiete nie haben dürfe. Daher denn der Kaiser auch auf Abschaffung solcher Institute, die immer als Stützen päpstlicher Macht angesehen worden sind, drängte, wie Cölibat der Priester, Klostergelübde, Mönchsorden, während er gleichzeitig die Einführung der Civilehe durchsetzte, durch die er den Einfluß der Geistlichen auf die Familien brechen wollte.

Die nach dem Sturze des Kaisers eingetretenen Restaurationen und Reactionen sind zwar dem Papste sehr zu Gunsten gekommen, indeß haben sie ihm doch nur einen Schimmer des früheren Glanzes wiedergeben können. Er ist in allen katholischen Ländern als Oberhaupt der Kirche wieder anerkannt, der mittelalterliche Glaube an seine Hochherrlichkeit und Autorität wird ihm aber fast nirgends mehr entgegengebracht. Er kann diesen Glauben selbst nicht mehr haben, wenigstens nicht mehr den Glauben an die Wirksamkeit und Macht der Waffe, die ihm im Mittelalter die Welt zu Füßen geworfen hatte. Im Jahre 1849 wurde der Bannstrahl, den er gegen die Revolutionäre in Rom schleuderte, von diesen verhöhnt und verlacht. Und jetzt, wo so schwere Wetterwolken über seinem Haupte sich zusammengezogen haben, hat er auch wieder den Bannfluch gegen diejenigen ausgesprochen, die an dem Eigenthum des Stuhles Petri sich vergreifen. Aber König Victor Emanuel und seine Helfer haben das gar wenig geachtet; sie regieren weiter, durch den Bannfluch nicht gefährdet und nicht beunruhigt. Und zum Beweise, wie wenig sie sich durch des Papstes Waffen schrecken lassen, haben sie vor einiger Zeit erst die Civilehe eingeführt und bereiten jetzt die Einziehung alles

irdischen Kirchengutes, die Aufhebung sämmtlicher religiösen Orden, die Trennung der Kirche vom Staate vor.

Die Welt ist anders geworden. Auch die geistliche Macht des Papstes ist arg geschwächt.

Ist er vielleicht glücklicher als Landesfürst, als Herr des Kirchenstaates? Für die festere Begründung der absoluten Gewalt, der persönlichen Macht der Landesfürsten war ja die Zeit seit der Reformation gerade überaus günstig gewesen und in den meisten Staaten Europas waren die Regierenden unumschränkte Souveräne geworden und hatten, wie König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, es treffend von sich selbst sagt, „die Souveränetät als einen rocher de bronce stabilirt“ und den Widerstand der mächtigen Adelsfamilien wie der Stände gebrochen. Das war auch dem Landesfürsten im Kirchenstaate zu Gute gekommen.

Aber die französische Revolution brachte auch hier die gewaltigsten Erschütterungen hervor. Die Waffen der französischen Republik waren nur allzu siegreich. Papst Pius VI., um die Existenz des Kirchenstaates zu erretten, opferte durch den Frieden von Tolentino (19. Febr. 1797) einen Theil desselben auf, und trat Avignon und Venaissin, Bologna, Ferrara, die Romagna ab, zahlte auch 30 Millionen Franken. Damals wußte man also nichts von der Unmöglichkeit einer zulässigen und rechtskräftigen Abtretung von Gebietstheilen des Kirchenstaates. Das Non possumus war noch nicht erfunden, oder, in der Zeit der Noth, vergessen.

Durch den Frieden von Tolentino war die bedrohte Existenz des Kirchenstaates übrigens nur auf kurze Frist gerettet. Noch nicht ein volles Jahr war verflossen, so wurde in Rom die

Republik ausgerufen. Freilich kam das nicht aus dem Volke selbst.*) Es war durch die Franzosen so angestiftet, die auch den Papst gefangen nahmen, und nach Frankreich schleppten.

Diese römische Republik hatte keine lange Lebensdauer. Der Kirchenstaat, wie er in Folge von Waffenglück ausländischer Truppen zu einer Republik improvisirt war, wurde in Folge von Kriegswechselfällen wenige Tage nach dem Tode Pius VI. wieder hergestellt, allerdings nicht in dem früheren Länderumfang.

Der (im Juni 1800) neu gewählte Papst Pius VII. sollte aber auch nicht lange des ungestörten Besitzes seiner weltlichen Herrschaft sich erfreuen. Schon im Jahre 1805 verletzte der Kaiser Napoleon sei Souveränetätsrecht durch Besetzung von Ancona. Je höher des Kaisers Waffenglück in Europa stieg, um so weiter griff er in die Rechte des souveränen Beherrschers des Kirchenstaates.

Im Februar 1808 ließ er Truppen in Rom einmarschieren, um den Papst dadurch einzuschüchtern. Im April zog er fast alle noch zum Kirchenstaate gehörigen Landschaften ohne Weiteres ein und schlug sie zu dem sogenannten Königreiche Italien, so daß dem Papste wenig mehr als Rom selbst mit Umgegend übrig blieb.

Am 17. Mai 1809 erließ er endlich das von Schönbrunn datirte Decret, durch welches die weltliche Herrschaft des Papstes ganz aufgehoben wurde. Pius VII. wurde gewaltsam aus Rom entführt und nach Frankreich gebracht. Rom wurde zur zweiten Stadt Frankreichs erklärt.

---

*) Uebrigens sah man 14 Cardinäle im Festzuge zur Peterskirche ziehen, um das Tedeum für Wiederherstellung der Republik zu singen.

Erst der Sturz des Kaisers befreite den Papst aus seiner Haft und stellte den Kirchenstaat wieder her.

Die nationalen Einheitsbestrebungen, die ganz Europa durchziehen und charakteristisch für dieses Jahrhundert sind, mußten sich auch in dem Kirchenstaate reflectiren. Die Erschütterungen des Jahres 1848 waren zwar durch sie nicht unmittelbar hervorgerufen, setzten sich aber vielfach mit ihnen in Verbindung.

In Rom nahmen die Bewegungen sehr bald eine antihierarchische, revolutionäre Richtung. Schon im November wurden sie so stark, daß der Papst nach Gaeta floh. Eine neue constituirende Versammlung hob am 9. Februar 1849 die weltliche Macht des Papstthums auf, erklärte Rom zur Republik. Auch diese Republik hatte freilich keinen Bestand. Im Juli wurde die Stadt durch die Franzosen erstürmt, der Kirchenstaat wurde abermals wieder hergestellt.

Ein Decennium später ertönte der bekannte „Schmerzensschrei" Italiens aus dem Munde des Königs Victor Emanuel und rief zu den Waffen. Der größte Theil des Kirchenstaates fiel von dem Papste ab und schloß sich dem neuen Königreiche Italien an. Dem Papste ist nur ein kleiner Rest des früheren Kirchenstaates als weltliche Herrschaft geblieben und in diesem Reste hat er sich bis jetzt nur unter dem Schutze der französischen Grenadiere als nomineller Souverain erhalten können. Bis jetzt. Aber die französischen Grenadiere werden*) abziehen und Rom wird das Ziel aller Einheitsbestrebungen des italienischen Volkes bleiben.

*) Dies ist im Februar 1866 geschrieben. — Die Franzosen sind inzwischen seit einiger Zeit von Rom abgezogen. Wann der Vulkan ausbrechen wird, läßt sich natürlich nicht vorher bestimmen. Aber ausbrechen wird er.

Fassen wir das ganze noch einmal kurz zusammen.

Der Bischof von Rom hatte neben seiner localbischöflichen Würde eine dreifache Stellung sich errungen.

1) Er war Obherr über alle Fürsten und Staaten, schaltete über Kronen und Reiche, setzte Kaiser und Könige ab, vertheilte Land und Meer. Diese Macht des Papstes ist absolut vernichtet. Er kann in fremden Landen keinen Dorfschulzen an- oder absetzen, geschweige einen Kaiser oder König.

2) Er war der oberste, allein nach eigenem Ermessen regierende, ja unfehlbare Kirchenfürst der ganzen Christenheit, der mit seinem Bannstrahle jeden irdischen Widerstand zerschmetterte. Diese kirchliche Allmacht ist zerstört, die kirchliche Obmacht extensiv und intensiv beschränkt. Extensiv, denn das christliche Morgenland entzog sich nach kurzer Zeit dem Abhängigkeitsverhältnisse wieder; und durch die Reformation entwand sich fast halb Europa dem päpstlichen Hirtenstabe. Intensiv, denn die allgemeinen Concilien haben ihre Oberherrlichkeit über das Papstthum ausgesprochen, haben sogar die Entbehrlichkeit des Papstthums für die Kirche im Principe anerkannt. Einzelne Landeskirchen haben das Bestreben gezeigt, sich unabhängig zu machen und eigene Nationalkirchen zu bilden. Der Bannfluch des Papstes hat seine Kraft verloren, wird von Königen wie von Bettlern gering geachtet.

3) Er war absoluter, souveräner Landesfürst des Kirchenstaates. Dreimal im Laufe eines halben Jahrhunderts ist ihm diese weltliche Herrschaft geraubt worden und nur durch fremde Hülfe hat sie ihm zurückgegeben werden können. Jetzt hat sich der größte Theil des Kirchenstaates abgelöst und einem

Fürsten sich angeschlossen, der die neue Zeit besser versteht. Der Rest hat keine inneren Lebensbedingungen mehr, er hat schon lange nicht mehr aus innerer Kraft bestehen, sondern nur mit fremder Hülfe, also durch Zufälligkeit, sich erhalten können. Es ist ein Patient, dessen Leben nur durch künstliche Mittel gefristet wird. Der Kirchenstaat ist eine Anomalie, die dem großen Gange der historischen Nothwendigkeit erliegen muß.

Dante.

I. Dante und seine Zeit.

II. Die göttliche Komödie.

I.

Dante und seine Zeit.

Drei europäische Culturvölker haben in den letzten Jahren Säcularfeierlichkeiten veranstaltet für große Dichter. Die Deutschen gingen voran mit der hundertjährigen Schillerfeier. England folgte mit dem dreihundertjährigen Shakespearetage. Italien hat eine sechshundertjährige Gedenkfeier für Dante begangen. Die Feier ist in Italien eine politisch-nationale Demonstration geworden. In andern Ländern hat sich die Feier auf sehr enge Kreise beschränkt, auf weit engere Kreise als die Shakespearefeier.

Das hat zunächst einen scheinbar unbedeutenden, in Wahrheit aber sehr wichtigen Grund, den Grund nehmlich, daß der große Dichter Italiens kein dramatischer Dichter ist, daß seine Schöpfungen also auch nicht ohne Mühe in behaglichster Muße können kennen gelernt und genossen werden. Ein anderer, noch weiter greifender und für sich allein schon entscheidender Grund ist der, daß sie überhaupt ohne tiefes, ernstes und eindringendes Studium nicht verstanden und gewürdigt werden können, daß sie

die höchsten Probleme, die den menschlichen Geist überhaupt nur beschäftigen können, behandeln, daß sie eine genauere Bekanntschaft mit der Geschichte des Alterthums und des Mittelalters, eine eingehende Beschäftigung mit Philosophie und Theologie zur Vorbedingung ihres gründlichen Verständnisses machen. Sie werden nie den Gegenstand einer angenehmen, leichten, bequemen Unterhaltungslectüre bilden.

Aber gerade deshalb will es sich geziemen, daß, wenn außerhalb Italiens auch keine einzige Nation mit Dante sich beschäftigen wollte, wir Deutsche wenigstens nicht theilnahmlos den Dichter an uns vorüber gehen lassen. Scheint es doch, als ob es der deutschen Nation vorbehalten sei, eigne und fremde geistige Größen in größerer Objectivität und Unparteilichkeit zu würdigen, als irgend eine andere Nation. Scheint es doch, als ob wir durch eine innere Verwandtschaft uns am meisten hingezogen fühlen gerade zu denjenigen Dichtern, die den Ernst des Lebens ernst erfassen, die den Inhalt des Lebens in seiner Breite und in seiner Tiefe ergründen, die in dem Wechsel das Bleibende und Ewige, in der Vielgestaltigkeit das Einheitliche uns zeigen, die von dem Göttlichen in uns zu dem lebendigen Gotte über uns hinführen. Wir Deutsche rühmen uns, in den größten Dichter des Alterthums, Homer, tiefer eingedrungen zu sein, ihn besser erkannt und verstanden zu haben als alle andern Völker der Neuzeit. Wir rühmen uns auch, zur richtigen Würdigung Shakespeare's fast mehr noch beigetragen zu haben, als sie daheim in seinem eigenen Lande. Wir rühmen uns auch, ein tiefer gehendes Verständniß des Dichters vermittelt zu haben, der so für das Mittelalter den Höhepunkt aller Poesie bildet,

wie Homer für das Alterthum, wie Shakespeare für die neuere Zeit. So will es sich denn also auch für uns Deutsche ziemen, daß, wenn wir auch nicht mit Schaugepränge eine besondere Erinnerungsfeier für den großen Todten veranstalten, wir wenigstens in gewählteren Kreisen uns sein Bild vergegenwärtigen.

Der Dichter kann nur aus seiner Zeit heraus verstanden werden. Gilt dies im Allgemeinen schon von jedem Dichter, so gilt es in ganz besonderem Grade von Dante. Seine Dichtungen stehen nicht bloß auf historischem Grund und Boden, sie sind so unmittelbar aus seinen persönlichen Erlebnissen hervorgegangen, und diese seine Erlebnisse stehen in so unmittelbarem Zusammenhange mit den großen Bewegungen der Zeit, mit der staatlichen und kirchlichen Entwickelung Europa's, daß es unabweislich wird, um Dante und seine Poesie richtig aufzufassen, sich die damaligen, von den unsrigen so grundverschiedenen und doch wiederum verwandten Zustände zu vergegenwärtigen. — Es muß aber etwas weiter ausgeholt werden.

Die Römer hatten ein Weltreich gegründet. Der römische Kaiser sah sich als den vom Schicksal berufenen Beherrscher des Erdkreises an. Alle Völker sind von Natur aus bestimmt, in das große Reich aufgenommen zu werden, im Falle der Unwillfähigkeit selbst mit Waffengewalt zur Dienstbarkeit gezwungen zu werden, aber auch der Rechtswohlthaten der römischen Institution theilhaftig, dadurch von der ihnen anhaftenden Uncultur und Barbarei befreit zu werden und eine höhere Bildung und Gesittung, die Humanität, zu gewinnen.

Das Christenthum trat ein. Der christlich-römische Kaiser konnte sich nicht mehr mit dem begnügen, was die höchste Aufgabe des heidnischen Kaisers gewesen war. Er hielt fest an den Ansprüchen auf die Machtstellung, die er überkommen hatte gegenüber der gesammten Menschheit, er wollte nach wie vor der Oberherrscher bleiben aller Völker und Nationen, aber es durfte nicht mehr genügen, diese Völker und Nationen zur heidnischen Cultur zu führen, sie sollten zum Christenthum geführt werden, aus dem Weltreich heidnisch-römischer Civilisation sollte ein Weltreich christlicher Bildung werden. Der römische Kaiser als Hüter und Schirmer alles Rechts und Gesetzes, aller rechtlichen und gesetzlichen Einrichtungen ist somit nun geborner Hüter und Schirmer der christlichen Kirche mit ihren rechtlichen und gesetzlichen Einrichtungen. Er hat die Macht, das Recht und die Pflicht, alle Glieder der Kirche, alle Kirchenämter so wie ihre Inhaber zu schützen, da sie alle ihm unterthan sind. Es ist somit auch der höchste Kirchenbeamte, der höchste Kirchenfürst, der Bischof von Rom, der Papst, ist ihm unterthan und erhält Schirm und Schutz von ihm.

Das Verhältniß ist einfach, klar und verständlich. Es erfährt aber bald eine Trübung.

Durch die Theilung des Reiches in ein oströmisches und ein weströmisches wird die Idee des einheitlichen Weltreiches aufgehoben. Es ist nur eine christliche Kirche, aber es sind zwei Kaiserreiche. Da indeß das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten dasselbe bleibt, so bleibt der regierende Kaiser auch Schutz- und Schirmherr der Kirche seines Reiches und die Kirchenbeamten bleiben seine Unterthanen. Da nun die Lebensbedin-

gungen der Reichskirche im Osten allmählig andere werde als die im Westen, so wird die Kirche selbst eine andere und es scheiden sich wie staatlich so kirchlich Morgenland und Abendland.

Sie wandeln fortan verschiedene Bahnen. Im Morgenlande erhält sich trotz vielfacher Palastrevolutionen ein Monarch an der Spitze des Reiches. Neben ihm, oder richtiger unter ihm, mehrere Patriarchen als Kirchenfürsten, aber nicht ein einiges kirchliches Oberhaupt der morgenländischen Christenheit.

Das abendländische Kaiserthum aber geht unter den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde. Aus dem großen weströmischen Reiche bilden sich mehrere einzelne Reiche, die kein gemeinschaftliches Oberhaupt über sich mehr anerkennen. Während es so dem Abendlande an einer einigen Spitze der weltlichen Macht fehlte, und weil es ihm daran fehlt, gelingt es dem Bischof von Rom, dem schon früher ein Vorrang vor anderen Bischöfen in der Kirche zuerkannt war, unter kluger Benutzung der Verhältnisse aus dem ihm gewährten Vorrange eine geistliche Oberherrlichkeit zu machen. So hat das Morgenland einen weltlichen Oberherrn und unter ihm verschiedene Kirchenfürsten, das Abendland einen kirchlichen Oberherrn und unter ihm verschiedene weltliche Fürsten.

Da erhob sich ein mächtiger Herrscher im Westen. Es war der große Karl. Er hatte ein gewaltiges Reich gegründet, an Umfang dem alten Römerreich vergleichbar, er selbst aber in seiner Machtfülle und Herrscherkraft allen römischen Kaisern überlegen. Als natürlichen Erben dieser Kaiser betrachtete er sich; ihm sei es vorbehalten, die Christenheit, zunächst wenigstens die abendländische, unter ein gemeinsames kräftiges Oberhaupt zu

bringen, ihm also auch beschieden, die alte Schirm- und Schutzherrschaft über die abendländische Kirche wieder zu übernehmen. Die Form, in welche dieses Anrecht der Welt gegenüber gebracht werden sollte, war die feierliche Krönung zu Rom durch den Mann, der inzwischen ja zum geistlichen Oberhaupte der abendländischen Christenheit geworden war. Ob die Formfrage durch Karl oder durch den Papst zuerst angeregt worden, ist hier gleichgültig. Die Idee ist in Karl durch ihn selbst, nicht durch den Papst erweckt. Sie hatte ihren natürlichen Grund in den realen Machtverhältnissen.

Die Kaiserkrönung wurde vollzogen am Weihnachtstage des Jahres 800 durch den Papst. Die abendländische Welt hatte wieder einen Kaiser, einen römischen Kaiser und obersten Schirmherrn der Kirche. Doch war ein großer Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Die altrömischen Kaiser hatten noch kein allgemein anerkanntes kirchliches Oberhaupt neben sich, und, was noch bedeutsamer war, sie waren nicht zu ihrer Kaiserwürde durch dieses geistliche Oberhaupt gesalbt worden. Die römischen Päpste aber ließen die vortheilhafte Aenderung ihrer Stellung nicht unbenutzt. Sie hatten den Kaiser gesalbt, nur durch sie hatte er erst Existenz als Kaiser.

Zwar war Karl nicht der Mann, der seiner Herrscherstellung etwas vergab. Seinen schwachen Nachfolgern aber gegenüber brachten die Päpste ihre neue günstige Stellung sofort zur Geltung, und sie konnten das leicht bei dem schnellen Verfall, dem auch das große Reich des großen Karl ausgesetzt war. Auch in diesem neuen römischen Reiche war eine Theilung die nächste Ursache zur Schwächung der einheitlichen Herrschermacht. Das

Reich zerbröckelte. Die Kaiserkrone wurde ein Spielball in der Hand des Papstes und der italienischen Großen.

Hätten jetzt Männer auf dem päpstlichen Stuhle gesessen von sittlichem Character und dem weitschauenden Blick eines Gregor und Innocenz, so hätte auch jetzt schon die Idee von der Oberhoheit der geistlichen über die weltliche Macht triumphiren müssen, ohne den Kampf, der später die Welt bewegen sollte. Dazu konnte es bei der Sittenlosigkeit der damaligen Päpste nicht kommen. Aber es kam doch wenigstens dahin, daß der Papst als Vergeber der Kaiserkrone auch als Ausfluß der kaiserlichen Macht erscheint, daß die kaiserliche Würde erst in und mit der Salbung durch den Papst Leben gewinnt, daß sie in den Augen der Welt ohne päpstliche Salbung kein Recht der Existenz hat, nicht besteht.

Die ursprüngliche Kaiseridee aber ging über den kleinen Parteihader der machtlosen Träger der Kaiserkrone verloren. Eine starke Persönlichkeit, nicht unähnlich der des großen Karl, Otto der Große, der deutsche König, gab ihr wieder neues Leben. Er faßte sie auf, wie Karl sie aufgefaßt hatte: Der König (damals der fränkische, jetzt der deutsche) erhält zwar durch den Papst die geistliche Salbung als Kaiser und dadurch erst die kaiserliche Würde; aber, indem er mit derselben auch die Schutzherrschaft über die abendländische Kirche übernimmt, erhält er zugleich die Oberherrlichkeit über den Papst, dessen Erwählung sogar erst durch die Zustimmung des Kaisers zu einer gültigen wird. Diese Auffassung der Kaiseridee wurde von dem nunmehr nur deutschen Nachfolgern Otto's zunächst nicht wieder aufgegeben. Die Päpste fügten sich ihr, wenn auch mit Widerstreben, so lange sie Männer sich gegenüber hatten, die mit Energie äußere Machtfülle verbanden.

Als aber ein Hildebrand Gregor, charakterfest, sittlich ernst, klug, berechnend, weitblickend, gegenüber stand dem leidenschaftlichen, unbesonnenen, wankelmüthigen Heinrich IV., war der Augenblick gekommen, wo der Papst es nicht fernerhin für nöthig erachtete, die weltliche Oberherrlichkeit des Kaisers anzuerkennen, oder auch nur factisch der Macht des Kaisers sich zu beugen.

Es beginnt jetzt ein Kampf, wie die Weltgeschichte keinen zweiten gesehen, ein Kampf, der, vorzugsweise in Deutschland und Italien geführt, die ganze europäische Christenheit erschütterte, der das ganze Mittelalter erfüllte, in seinen Ausläufern aber noch bis auf die heutige Stunde nachzittert, der das Glück von Millionen zerrüttete, das staatliche Wohl Deutschlands wie Italiens zu Grunde richtete, an dem die größten und edelsten Geister für und wider sich betheiligten, in welchem auf beiden Seiten mit den besten wie mit den schlechtesten Waffen gefochten wurde, der Kampf zwischen Papst und Kaiser, zwischen Kirche und Staat, zwischen geistlicher und weltlicher Oberherrlichkeit.

Gregor eröffnet den Kampf. Er fordert den Kaiser vor seinen Richterstuhl und zwar in weltlichen Dingen; er spricht den Bann über den Kaiser aus, entbindet die kaiserlichen Unterthanen des Eides der Treue, erklärt den Kaiser für abgesetzt, übersendet die Kaiserkrone einem Gegenkaiser. Er erklärt den Papst für den Statthalter Christi auf Erden und als solchen auch für den weltlichen Oberherrn aller weltlichen Herrscher, die, nach mittelalterlicher Anschauung nur päpstliche Lehnsträger seien, daher allerdings auch vom Papste ihrer Würde verlustig erklärt werden könnten.

Man meint wohl, unter Gregor VII. habe der Kampf schon

seinen Höhepunkt erreicht. Der Papst hat den Sieg erfochten, die weltliche Macht ist unter die geistliche gebeugt. Doch nein. Es kommt das große Geschlecht der Hohenstaufen auf den deutschen Thron. Sie erkennen es als ihren Beruf, die Kaiseridee von allen Trübungen zu befreien; sie trauen sich die Kraft zu, die alte Herrlichkeit des Kaiserthums wieder herzustellen, den Kaiser wieder zu dem Oberherrn der Christenheit, zu dem Oberherrn auch des Papstes zu machen. Aber schon hat sich die Welt gespalten in Für und Wider, Verfechter der Kaiseridee und Verfechter der päpstlichen Oberherrlichkeit.

Und dennoch hätten die Hohenstaufen vielleicht den Sieg errungen, wenn nicht im Innern des Reiches Zerspaltung und Zerklüftung gewesen wäre und Auflehnung gegen die Herrschergewalt sich gezeigt hätte.

Diese Auflehnung wurde am bedenklichsten und gefährlichsten in Italien, besonders in den lombardischen Städten, die, obwohl rechtlich zum Kaiserreiche gehörig, im Laufe der Zeit mehr und mehr Rechte sich errungen hatten, fast zu voller Unabhängigkeit gelangt waren und nun danach strebten, als Republik gänzlich Selbständigkeit zu gewinnen. Der Kaiser aber, zunächst Friedrich I., wollte über sie die kaiserlichen Hoheitsrechte in früherer Machtvollkommenheit wieder herstellen, wie zugleich in Rom die frühere kaiserliche Schutzvogtei. Das gleiche Streben, die kaiserlichen Ansprüche abzuwehren, führte die Verbindung des Papstes mit den lombardischen Städten herbei. Die natürliche Folge davon war, daß sich die Interessen des Papstthums mit denen des Republikanismus in der Anschauung nicht blos unklarer Köpfe identificirten, daß hierarchische und republikanische

Bestrebungen Hand in Hand gingen. — Friedrich mußte sich dem Papste beugen und ihm die Schutzvogtei über Rom zuerkennen. Die Oberherrlichkeit über die lombardischen Städte verblieb ihm. Doch wurden den Städten so viel Zugeständnisse gemacht, daß die festgehaltene kaiserliche Oberhoheit mehr Schein als Wirklichkeit war und nur zur späteren Erneuerung des Kampfes beitragen mußte.

Die Hohenstaufen fanden auch auf dem heimischen deutschen Boden Widersacher. Es waren besonders die ihnen verwandten Welfen, die nach der deutschen Kaiserkrone gestrebt hatten und die es nun nicht verwinden konnten, daß sie, die Mächtigen, folgsame und gehorsame Vasallen der minder mächtigen Hohenstaufen sein sollten. Hier in Deutschland also Feindschaft der beiden großen Familien und dadurch bei ihrer Machtstellung auch Parteiung. Die Parteiung hier also hervorgegangen aus Familieninteresse, nicht aus principiellem Gegensatze wie in Italien. Aber diese deutschen Parteien der Hohenstaufen oder Waiblinger und Welfen übertragen sich als Gibellinen und Guelfen nach Italien und nehmen dort lokale Färbung an, d. h. die Gibellinen verbinden sich naturgemäß daselbst mit allen Gegnern des republikanischen Wesens und der päpstlichen Hierarchie oder wenigstens des jeweilig friedlich gesinnten Papstes, während die Guelfen sich als geborene Verfechter der päpstlichen Sache und ihre Anhänger betrachten müssen.

So schließen sich die beiden großen Parteien in Italien und in Deutschland und noch weit über beide Länder hinaus, ohne daß innerhalb einer jeden die Interessen immer identisch sind. Vielmehr durchkreuzen sie sich oft und bringen dadurch noch mehr Verwirrung hervor.

Principielle Gegner des Papstes sind fast alle Sekten und Ketzer, wie die Waldenser; aber sie sind auch oft republikanisch und antikaiserlich, wie Arnold von Brescia mit seinem Anhange.

Principielle Gegner des Kaisers sind die republikanisch gesinnten Städte; aber ihr politischer Liberalismus setzt sich oft auch in kirchlichen Liberalismus um und sie werden Gegner des Papstthums.

Die Guelfen, als Familie erbitterte Gegner der Gibellinen und Verbündete des Papstes, werden Gegner des Papstes, wenn sie selbst zur Herrschaft gekommen, wie Otto IV.

Die Gibellinen, als Herrscher Gegner des Papstes, werden seine Verbündeten, wenn es sich um Wahrung monarchischer Gewalt überhaupt handelt, wie Kaiser Friedrich den Arnold von Brescia an den Papst auslieferte.

Der Papst, geborner Gegner der Gibellinen, wird ihr Verbündeter, wenn die Guelfen zu mächtig werden und nun auch ihrerseits kaiserliche Rechte wahren wollen, wie Innocenz ja Otto IV. in den Bann thut und ihm gegenüber den Hohenstaufen Friedrich II. aufstellt.

Die Städte, die an den Parteiungen Theil nehmen, sind zumeist antikaiserlich gesinnt und deshalb guelfisch-päpstlich. Andere aber wiederum sind nur aus Haß und Feindschaft gegen ihre nebenbuhlerischen und gefährlichen Nachbarstädte gibellinisch gesinnt. — Und in den Städten selbst setzen sich die Parteiungen fort, der Art, daß die Großen und Vornehmen zumeist gibellinisch, die Niederen und Geringeren aber guelfisch sind, so daß aristokratisch und gibellinisch, demokratisch und guelfisch gewöhnlich

zusammenfiel. — Aber unter den großen aristokratischen Familien derselben Stadt war wiederum oft Familienhader ohne principiellen Gegensatz und es theilten sich die aristokratischen Familien derselben gibellinischen oder guelfischen Stadt wiederum in zwei Heerlager, die dann ebenfalls die Parteinamen der Guelfen und Gibellinen annahmen.

So ist das ganze Leben von Parteiungen zerrissen, wohin man auch blicken mag. Partei kämpft gegen Partei mit oft maßloser Erbitterung, Stadt gegen Stadt, Familie gegen Familie. Die unterliegende Partei wird geächtet, verbannt, die Einzelnen werden oft am Leben und Gütern gestraft.

Das ist der Zustand Italiens im dreizehnten Jahrhundert. Er wird noch grausiger.

Das große Geschlecht der Hohenstaufen erliegt in dem Kampfe, der letzte Sproß haucht auf dem Blutgerüste in Neapel sein junges Leben aus. Ein erschütterndes Geschick! Nicht eher hatte der Papst geruht, bis das ganze Geschlecht vernichtet, die Kaisermacht gelähmt, Deutschland in Verwirrung gerathen war. Kein Kaiser wagte es, ein Jahrhundert hindurch, in Italien zu erscheinen, das gibellinische Banner zu entfalten, ein mächtiges Herrscherwort zu sprechen, die Parteien bändigen zu wollen!

Ist darum Italien freier, der Papst jetzt unbehindert und allgemein anerkannt in seiner Oberherrlichkeit?

Die Parteien zerfleischen sich nur noch mehr, mit gränzenloser Grausamkeit verfolgen sie sich im Einzelnen; den Papst aber hat eine furchtbare Nemesis erreicht. Er, der sich geweigert hatte, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist und ihm, dem rechtmäßig obersten Schutzherrn der Kirche in weltlichen Dingen sich

unterzuordnen, der es verschmäht hatte, dem sich zu fügen, dem die mächtigsten Könige den Vorrang ließen — er mußte sich jetzt zu dem fast willenlosen Werkzeuge eines dieser Könige, des Königs Philipp IV. von Frankreich, erniedrigen. Bonifacius VIII. mußte sich von dem Gesandten dieses Königs selbst körperlich beleidigen und in Gefangenschaft bringen lassen. Seine Nachfolger verließen sogar Rom, schlugen ihren Sitz in Avignon auf und gaben sich dadurch ganz in die Hand der französischen Könige.

So war in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts Italien ohne Kaiser, ohne Papst, die Verwirrung entsetzlich. Da wurde in Heinrich von Luxemburg ein Mann zum Kaiser gewählt, der es seit langer Zeit zum ersten Male unternahm, über die Alpen zu steigen, um in Italien das alte Kaiserrecht wieder herzustellen. Die aufrichtigen Freunde des Vaterlands begrüßen die Nachricht von dem Vorhaben Heinrichs mit Herzensfreude, ein weltlicher Messias erscheint ihnen der Kaiser, der kommen werde, um das zerschlagene Italien wieder aufzurichten, Recht und Gerechtigkeit zu üben, die Kirche zu reinigen und zu schützen, die Parteien niederzuhalten.

Der hervorragendste unter denen, die solche Hoffnungen auf den neuen Kaiser setzten, war Dante.

Dante Alighieri war geboren im Jahre 1265, also in demselben Jahre, in welchem des französischen Königs Bruder Karl von Anjou auf unmittelbare Veranlassung und Einladung des Papstes in Italien landete, um den letzten Widerstand der Hohenstaufen zu brechen.

Dante war in Florenz geboren. — Florenz hatte seine Unabhängigkeit nach dem Tode der großen Markgräfin Mathilde,

zu deren Besitzthümern es gehörte, erlangt, ohne so schwere Kämpfe, wie sie die lombardischen Städte für ihre Freiheit gegen den Kaiser zu fechten hatten. Aber gerade die Mathildischen Güter waren ja lange der Zankapfel zwischen Kaiser und Papst gewesen und es hatte sich daher gerade in ihnen auch das Parteiwesen im hohen Grade entwickeln müssen.

Florenz war eine aristokratische Republik. Der in ihr hausende Adel war fehdesüchtig, wie der Adel jener Zeit fast überall. Seine Schlösser in der Stadt waren Burgen, in denen die Herren nicht bloß ihren persönlichen Gegnern, sondern selbst der Regierung Widerstand leisteten. Die große Spaltung, die ihn selbst in zwei feindliche Parteien theilte, wird auf Privathändel zurückgeführt, die in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts (1215) stattgefunden hatten und die mit den großen principiellen Gegensätzen, welche die Zeit erfüllen, ursprünglich gar nichts gemein hatten. Sobald aber die Familienfeindschaft sich zu wirklicher Parteiung erweiterte, wurden auch die sonst schon vorhandenen, auflösenden und Feindschaft stiftenden Gegensätze hereingezogen und als Guelfen und Gibellinen wüthen nun auch in Florenz die großen Familien länger als ein Jahrhundert gegen einander.

Mit des großen Hohenstaufen Friedrich II. Hülfe vertreiben die Gibellinen im Jahre 1244 die Guelfen aus Florenz, schleifen 24 ihrer Paläste. Der Sieg aber schwankt hin und her, die Guelfen kehren zurück und verjagen die Gibellinen, die Gibellinen erzwingen die Rückkehr durch die Schlacht bei Montaperti 1260, sie müssen abermals weichen. Die Bürger, müde der fortdauernden, auch die bürgerlichen Verhältnisse zerrüttenden

Adelskämpfe, schließen sich zumeist den Guelfen an, so daß die Partei der Guelfen eine neue, demokratische Färbung bekommt. Ja die ganze Verfassung der Republik wird auf demokratischer Grundlage umgestaltet. Die ganze gesetzgebende und ausübende Regierungsgewalt wird in die Hände der zunftmäßigen Bürgerschaft gelegt. An der Spitze der Regierung steht die Signoria, d. h. das auf ein Jahr gewählte Collegium der sechs Prioren oder Zunftmeister, von denen jeder zwei Monate lang die ausübende Gewalt hatte. Ihnen zur Seite der die bewaffnete Bürgerschaft führende Kriegsoberst, Capitano, und der Oberrichter, Podesta. Um zu irgend einer öffentlichen Stellung zu gelangen, mußte nunmehr auch der Adlige zünftig werden, und auch dies wurde von der über ihre jetzige Alleinherrschaft nun eifersüchtig wachenden Bürgerschaft nicht einem jeden gestattet, ja man hatte im Jahre 1293 sogar drei und dreißig Adelsfamilien für alle Zeiten von der Regierung ausgeschlossen.

Einige Zeit hatte Florenz Ruhe. Eine neue Erschütterung sollte in den letzten Jahren des ablaufenden Jahrhunderts kommen.

In der einige Meilen von Florenz entfernten, durch Barbarei übel berüchtigten Stadt Pistoja hatten sich ebenfalls zwei Familienparteien gebildet, die die Parteinamen der Weißen und der Schwarzen führten. Um Schlichtung dieser Spaltung wurde Florenz ersucht. Aber es ging ähnlich wie einst bei den Veranlassungen zum peloponnesischen Kriege. Die Parteiwuth, die wie eine Seuche Alles was ihr nahe kommt vergiftet, zumal wenn Disposition zur Krankheit schon vorhanden gewesen, ergriff wiederum Florenz selbst, wohin sich auch die Parteinamen übertrugen. Die Weißen, mit demokratischer Färbung und mit gibel-

linischen Elementen; die Schwarzen, mit aristokratischer Färbung und Guelfenthum vertretend; so hatten sich die alten Parteien gemischt und ihren frühern Standpunkt verschoben. Da die ohnmächtigeren Schwarzen daran verzweifeln, mit eigenen Mitteln die Obmacht zu gewinnen, so wollen sie durch den Papst Bonifacius VIII. den Streit ausgleichen lassen. — Ein päpstlicher Legat erscheint, Juni 1300, seine Bemühungen scheitern, er belegt die Stadt mit dem Interdict. Die regierenden Prioren sprechen im Januar 1301 die Verbannung aus über die Häupter der Schwarzen, aber, um ihre Unparteilichkeit zu zeigen und dadurch um so leichter den Frieden wieder herzustellen, auch über einige der hervorragendsten Weißen. Jetzt aber wenden sich beide Parteien, die vertriebenen Schwarzen so wie die siegende Stadt, die trotz der eben erwähnten Verbannung Einzelner als Partei der Weißen betrachtet werden muß, an den Papst. Bonifacius sieht in den Weißen nur Gibellinen, hält ihre Gesandten, Dante unter ihnen, in Rom unter allerhand Vorwänden zurück, während er den Bruder des französischen Königs, Carl von Valois, als päpstlichen Kriegsobersten nach Florenz entsendet, um mit dem Schwerte in der Hand Frieden zu stiften. Sechs Tage lang wütheten die Gräuel des Bürgerkriegs in Florenz, auch Dante's Haus ward während desselben zerstört. 600 von der unterliegenden Partei der Weißen wurden vertrieben, unter ihnen wiederum Dante.

Durch die Schilderung der Zustände in Europa, in Italien, in Florenz sind wir mitten hineingeführt in das Leben Dante's, das uns nun leicht verständlich wird.

Dante stammte aus altadeligem Geschlechte. Seine Familie

hatte immer zu den Guelfen gehört; er wurde in guelfischer Anschauung erzogen. Wir haben bei der Schilderung des Parteiwesens gesehen, wie gerade in Florenz das Guelfenthum nicht immer vollständig mit dem übereinstimmte, was man sonst als Guelfenthum versteht, daß es nach Zeit und Umständen ein anderes ist, bald mehr bald weniger demokratisch gefärbt; bald mehr bald weniger dem Papste ergeben und mit päpstlicher Partei zusammen fallend; bald mehr bald weniger eine bloße Familienpartei vertretend, ohne ein großes streitiges Princip zu vertreten.

Diesem Guelfenthum gehört er von Geburt an, aber nicht seiner geistigen Richtung nach. Ein Mann von solcher Entschiedenheit des Charakters, von solcher Selbständigkeit des Urtheils, von solcher Unabhängigkeit der Gesinnung, von so ureigenem Geiste, von so durchdringendem, Alles prüfenden Verstande konnte sich nicht gefangen geben unter eine Partei, zumal dieselbe nicht auf einem festen Principe beharrte. Er sah Unrecht hüben und drüben, Gewaltthat hüben und drüben. Aber er sah, daß im Namen Gottes und der Kirche die heiligsten Güter der Menschen vernichtet wurden; daß die Weltordnung umgekehrt war; daß der das Schwert predigte, der den Frieden predigen sollte; daß der Tod und Verfolgung war, der die Liebe sein sollte; daß der einen weltlichen Thron sich errichtet hatte und über alle weltlichen Gewalten herrschen wollte, der nur geistlich leben und die Kirche regieren sollte. Dante beobachtete, prüfte, urtheilte. Er machte sich frei von seiner Partei, um ihr nicht als willenloses Werkzeug zu dienen, um selbständig und unabhängig zu sein, zu handeln, wie er es für recht und zweckmäßig hielt. So für das Parteigetriebe in seiner Stadt, so für die großen principiellen Gegen-

sätze zwischen Kaiser und Papst, zwischen Staat und Kirche. In dem Augenblicke aber, wo er den Anspruch des Papstes auf den Supremat über den Kaiser auch nur seinem eigenen Urtheil unterzieht, hat er schon den Standpunkt des strengen Guelfen aufgegeben. Die bloße Thatsache des Zweifels, des eigenen, selbständigen Urtheilens über die Frage, macht ihn auch schon zum principiellen Gibellinen, mag er im Einzelnen die Handlungen der gibellinischen Partei und ihrer Führer billigen oder nicht.

Und so steht er denn auch bei allem Streben nach Unparteilichkeit, nach strengem Recht und Gesetz, thatsächlich in Praxis und Theorie auf Seiten der Gibellinen. Es ist dies kein treuloser Abfall von der Partei, es ist das nothwendige Resultat der Entwickelung eines unabhängigen Charakters, eines selbständigen Denkers.

Aus seinem Leben ist hier noch Folgendes hervorzuheben.

Obwohl er seinen Vater schon in seinem zehnten Lebensjahr verlor, erhielt er doch eine sorgfältige Erziehung. Er widmete sich frühzeitig ernsten Studien, und bei seiner schnellen Fassungskraft, seinem eindringenden Verstande, seinem treuen Gedächtniß, seinem anhaltenden Fleiße, war er bald auf fast allen im dreizehnten Jahrhundert überhaupt gepflegten Gebieten der Wissenschaften heimisch. Mit großem Eifer widmete er sich dem Studium der Philosophie und Theologie. Seine hochpoetische Natur mußte sich aber besonders von der Poesie angezogen fühlen und da die griechische Literatur der damaligen europäischen Welt so gut wie verschlossen war, so waren es vorzugsweise die Dichter des römischen Alterthums, die ihn fesselten, vor allen Virgil. Daneben aber beschäftigten ihn auch die neueren, provenzalischen und italienischen Dichter.

Die erste Befruchtung einer zum Schaffen reich angelegten poetischen Natur giebt die Liebe. Dante gehörte auch dadurch zu den bevorzugten Erscheinungen, daß ihm der Stern der Liebe früher aufging, als anderen Sterblichen.

Er war ein Knabe von neun Jahren, da machte ein Mädchen, um ein Jahr jünger als er, Beatrice, bei einem Frühlingsfeste einen so mächtigen Eindruck auf ihn durch ihre Schönheit und Anmuth, daß er, der Knabe, ganz von dem Gefühle erfüllt wurde, das sonst erst des Jünglings Brust zu schwellen pflegt. Wie der Jüngling bei dem ersten Eindruck der Liebe die Geliebte als eine Art höheren Wesens ansieht, zu der er nur schüchtern emporzublicken wagen darf, so und in noch höherem Grade der Knabe Dante. Beatrice war für ihn wie eine Art Heilige, unnahbar, zu der er scheu und schüchtern emporblickte, die ihn entzückte und beseligte, die er aber so weit erhaben über sich sah, daß er an eine Verbindung mit ihr nicht gedacht zu haben scheint. Er war glücklich, sie sehen und grüßen, ihr Lob preisen zu dürfen. Sie starb schon im 24. Lebensjahre. Damit aber starb nicht auch seine Liebe zu ihr. Sie, die ihm schon vorher wie eine Art verklärten Wesens erschienen war, war nun wirklich eine Verklärte, die für ihn der Inbegriff nicht bloß aller weiblichen Schönheit und Vollkommenheit, sondern aller christlichen Vollkommenheit überhaupt wurde. Sie wurde ihm ein absolutes Ideal, das ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet und ihm wahrscheinlich die erste Idee zu seinem großen Gedichte gegeben hat.

Je mehr diese Liebe aber eine ideale, überirdische wurde, desto weniger schloß sie die Möglichkeit einer anderen, irdischen Liebe aus. Dante wurde liebevoller Ehegatte und Vater. Das ehe-

liche Glück wurde auch nicht getrübt durch die poetische Verherrlichung seiner Jugendliebe, zumal es in damaliger Zeit ein von der provenzalischen Poesie herüber genommener dichterischer Brauch war, im Liede nicht die Gattin zu verherrlichen, sondern eine andere als die Gebieterin des Herzens darzustellen.

An dem öffentlichen Leben nahm Dante schon früh Theil. Es werden zwei Schlachten aus den Jahren 1289 und 1290 erwähnt, in denen er als junger Mann ehrenvoll mitgefochten hat. Um an den Staatsgeschäften Theil nehmen zu können, hatte sich seine altadlige Familie in eine der Zünfte (in die der Aerzte und Apotheker) aufnehmen lassen. Sein Scharfsinn ließ ihn zu diplomatischen Verhandlungen geeignet erscheinen, vierzehn Gesandschaften sollen ihm übertragen worden sein.

Im Jahre 1300 erreichte er die höchste Ehrenstelle, die in seinem Freistaate Florenz existirte. Er wurde in das aus den oben erwähnten sechs Prioren oder Zunftmeistern bestehende Regierungscollegium gewählt und hatte während zweier Monate (15. Juni bis 15. August) die ausübende Gewalt allein in der Hand, war also, wie wir uns ausdrücken würden Präsident der Republik. Das aber nennt er selbst später „die Ursache und den Anfang aller seiner Leiden." Es war ja gerade um diese Zeit der Kampf der Parteien in Florenz heftig entbrannt. Während seines Regiments scheiterten die Bemühungen des päpstlichen Legaten, in Florenz Frieden zu stiften. Dante gehörte mit zu der Gesandschaft, die den Papst versöhnlich stimmen sollte und befand sich noch zu Rom, als die Verbannung über seine Partei und ihn selbst ausgesprochen wurde am 27. Januar 1302. Dante wurde außerdem zu schwerer Geldbuße verurtheilt, und, da diese in einiger Zeit nicht bezahlt war, so wurde die ursprünglich nur auf zwei Jahre

bestimmte Verbannung in eine lebenslängliche umgewandelt unter der Androhung, daß die Strafe des Scheiterhaufens ihn treffen sollte, wenn er den heimischen Boden wieder betreten würde.

So ist Dante ins Exil gestoßen. Die Häupter der Verbannten sammeln sich zunächst in Arezzo und in der Hoffnung ihrer Restituirung wählen sie sich einen eigenen Rath, der ihre Angelegenheiten zu ordnen hat, wie die französische Emigration zur Zeit der großen Revolution ihre besondere Regierung hatte und die polnische Emigration auch heut zu Tage wieder ihre Regierung sich gegeben zu haben scheint*). Dante wurde in diesen Rath gewählt, zog sich aber nachher (etwa zwei Jahre später) ganz von der Partei zurück. Sie scheint in ihrem Innern wieder an dem Grundübel der Partei gelitten zu haben, an innerer Zwietracht, dem Uebel, an welchem zudem fast alle Emigrationen aller Zeiten leiden und untergehen. Dante aber wollte, wie wir gesehen haben, niemals ein bloßes Werkzeug einer Partei sein. Da er vielmehr immer danach strebte, sich über den Parteigeist zu erheben und das Wohl des Ganzen ins Auge zu fassen, so charakterisirt er auch diese seine Stellung in der Emigration (Parad. 17, 67 ff.) dahin, daß es gut für ihn sei, für sich selbst Partei gemacht zu haben.

Dante durchwandert Italien als Verbannter nach allen Richtungen hin, seiner Güter beraubt, Hülfe und Unterstützung suchend. Zwar öffnet sich ihm manch gastliches Haus, und auch von mächtigen Herren wird er ehrenvoll empfangen und bewirthet. Aber er empfindet doch schwer die Bitterkeit des Looses, überall ein Fremdling zu sein und fremdes Brot zu essen.

---

*) 1865 geschrieben.

„Wie fremdes Brot gar scharf versalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
Wird dann durch die Erfahrung dir entdeckt."
(Parad. 17, 58. ff. Streckf.)

Und wohin er auch kam, überall sah er den Geist der Zwietracht und Zerrüttung aller Verhältnisse. Ganz Italien, sah er, krankte an innerer Zerrissenheit. Und nirgends eine Aussicht auf Rettung. Ja es schien, als sollte das Leiden noch größer werden, also daß Land und Volk dem Verderben vollständig preisgegeben sei.

Die nächste Rettung hätte kommen sollen von der Kirche, die eine innere geistige Wiedergeburt der Nation hätte erstreben müssen und den Geist der Liebe und Versöhnuug pflegen. Aber die Kirche krankt, krankt an der Sittenlosigkeit der Geistlichen, krankt an der Lehre.

„Denn Räuberhöhlen sind, was einst Abtei'n,
Und ihrer Mönche weiße Kutten pflegen
Nur Säcke, voll von dumpf'gem Mehl zu sein.
Kein Wucher ist so sehr dem Herrn entgegen,
Als jene Frucht, auf die die Mönch' erpicht,
Drob sie im Herzen solche Thorheit hegen."
(Parad. 22, 76. ff. Streckf.)

„Petrus war mager einst und unbeschuht,
Paulus ging so einher in jenen Tagen
Und fand die Kost in jeder Hütte gut.
Die neuen Hirten, feist, voll Wohlbehagen,
Sieht man gestützt, geführt und schwer bewegt,
Und hinten läßt man gar die Schleppe tragen.
Wenn übers Prachtroß sich ihr Mantel schlägt,
Sind zwei Stück Vieh in Einer Haut beisammen."
(Parad. 21, 127. ff. Streckf.)

Die Lehre ist verfälscht durch Fabeln und Erfindungen, „die der verkehrte Pfaff predigt, der vom Evangelium schweigt.“ (Parad. 29, 96.) Die heilige Schrift wird „leeren Possen hintenangesetzt und freventlich verdreht.“ (Parad. 29, 90.) Der Ablaß erzeugt Dummheit „so in manchem Haupte,

> Daß, möcht ein Priesterwort das tollste sein,
> Man ohne Prüfung und Beweise glaubte.“
>
> (Parad. 29, 122.)

Die Päpste sind von Herrschsucht, Hoffahrt, und Habsucht erfüllt. „Denn ihr,“ redet er dieselben (Hölle 19, 104. ff.) an, „betrübt die Welt mit euren Lüsten, schützt Bös' und Gute machet ihr unglücklich.“ Und (Hölle 19, 112. ff.):

> „Eu'r Gott ist Gold und Silber, Glanz und Pracht,
> Wohl besser sind die, so an Götzen hangen,
> Die einen haben, wo ihr hundert macht.“

Von solcher Kirche, solchen Päpsten konnte keine Rettung kommen. Rettung konnte nur kommen durch die kräftige Hand eines mächtigen weltlichen Herrschers, und der berechtigte Herrscher war der Kaiser. Aber der deutsche Kaiser hielt sich seit lange fern von Italien, und was wir Deutsche als eine weise Politik Rudolphs von Habsburg bezeichnen müssen, seine Kräfte allein Deutschland gewidmet und Italien sich selbst überlassen zu haben, mußte Dante von seinem Standpunkte aus als ein Unrecht, als eine Verabsäumung der Kaiserpflichten bezeichnen.

Da die Nation aus eigner Kraft sich nicht helfen kann, da die Parteien in Selbstsucht nur das Ihrige suchen, da die Kirche in ihrer Entartung selbst Schuld trägt an dem Verderben, so ist Rettung nur noch in dem Kaiser und durch den Kaiser.

Und es nahm wirklich den Anschein, als sollte diese von Dante so heiß ersehnte Rettung jetzt kommen.

In Deutschland hatte man den vorher erwähnten Grafen Heinrich von Luxemburg zum Kaiser gewählt, ein Mann von Muth und Entschlossenheit. Er hatte einen romantischen Anflug in seinem Wesen und verfolgte gern hohe Ziele, die zu erreichen volle Manneskraft erforderten, die ein würdiger Lohn waren für mannhaftes Thun. Als er zum Kaiser erwählt worden war, wollte er auch wirklicher Kaiser sein, nicht bloß deutscher König. Es gehörte viel Muth und Selbstvertrauen dazu, den Kampf um das Kaiserthum des großen Otto wieder aufzunehmen, an welchem das große Geschlecht der Staufen zu Grunde gegangen war, und der nun für immer beendet zu sein schien.

Als die Nachricht, Heinrich werde über die Alpen kommen, um als Kaiser wieder ein Regiment aufzurichten, Recht und Gesetz zu schützen, in Italien sich verbreitete, so jauchzten, wie oben schon angedeutet, die edlen Gemüther, die aufrichtig nur das Wohl des Vaterlandes im Auge hatten, auf und begrüßten ihn als den Erretter aus dem Elend.

Dante selbst richtete ein in biblischem Tone gehaltenes offenes Sendschreiben an die Fürsten und Völker Italiens, worin er jubelnd seine Hoffnung auf die nahende Erlösung ausspricht. „Freue dich heute, Italien, ruft er aus, das man bemitleiden mußte, das aber von allerwelt, selbst von den Sarazenen beneidet werden wird; denn dein Bräutigam, der die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes ist, der sehr fromme barmherzige Heinrich, der erlauchte Mehrer des Reiches und Caesar, eilt herbei zu deiner Vermählung. Trockne deine Thränen,

o Schönste, und lege ab die Zeichen der Trauer. Denn nahe ist der, der dich befreien wird aus der Gefangenschaft der Bösen, der niederschmettern wird die Missethäter; er wird sie verdammen zur Schärfe des Schwertes und seinen Weinberg wird er anderen Arbeitern überliefern, welche die Frucht der Gerechtigkeit zur Zeit der Ernte darbieten werden."

Dante war nicht der einzige, der solche Hoffnungen auf den gerechten Sinn und die starke Hand des nahenden Kaisers setzte. Was zur Gibellinenpartei gehörte, sammelte sich wieder und trug das Haupt wieder höher. Man zog dem Kaiser bis nach Genua entgegen.

Heinrich wollte ein unparteiischer Richter sein, das kaiserliche Ansehen gegen jedermann zur Geltung bringen und glaubte daher, auch für keine der beiden alten Parteien, die ihre Parteinamen der Guelfen und Gibellinen noch festgehalten hatten, sich erklären zu sollen. Wie vorsichtig und behutsam er sich aber auch benahm, es konnte ein solches Verfahren auf die Dauer nicht festgehalten werden. Es war ein innerer Widerspruch. Mochten die Parteien auch eine andere Färbung angenommen haben als zur Zeit der Hohenstaufen, immerhin prägte sich in ihnen der große principielle Gegensatz aus. Das zeigte sich auch sehr bald in der Haltung der Hauptvertreter des Guelfenthums. Zwar war es dem Kaiser noch gelungen, in Mailand am 6. Januar 1311 sich mit der eisernen Krone zum Könige der Lombardei krönen zu lassen. Bald aber erhob sich Widerspruch und Empörung in den meisten lombardischen Städten, die ihres alten erfolgreichen Kampfes gegen die Hohenstaufen eingedenk waren. Besonders war es Florenz, das, zu Macht und Reichthum emporgeblüht, jetzt als

Hauptbollwerk des Guelfenthums angesehen wurde und daher einen offenen Widerstand dem Kaiser entgegenstellte.

Bekümmert, und mehr noch erbittert darüber, richtet Dante ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er ihn auffordert, nicht bei den widerspänstigen lombardischen Städten sich aufzuhalten, sondern gerades Weges auf die Viper Florenz loszugehen. Und ein zweites Sendschreiben richtete er an seine Vaterstadt Florenz selbst, worin er sie in schonungsloser Weise tadelt wegen des Aufruhrs, sie mahnt zur Umkehr und zum Gehorsam und sie für den Fall weiterer Widersetzlichkeit mit der strafenden Rache des Kaisers bedroht.

Durch dieses Sendschreiben hatte aber Dante nichts anderes erreicht, als daß er die Wuth seiner persönlichen Feinde gegen sich verdoppelte. Denn kurz nachher, im September 1311, wurde er von der für die Verbannten erlassenen Amnestie ausdrücklich ausgeschlossen und das frühere Dekret vom J. 1302, nach welchem er lebendig verbrannt werden sollte, wenn er in die Gewalt von Florenz käme, wurde selbst noch im October 1315 erneuert.

Der Kaiser hatte sich inzwischen mit dem Schwerte den Weg nach Rom gebahnt und ebenso in Rom den Weg zur Kaiserkrönung im Lateran. Von dort brach er auf zur Züchtigung der Rebellenstadt Florenz, über welches er die Acht aussprach. Da raffte ihn mitten im Siegeslauf ein plötzlicher Tod in der Blüthe der Jahre am 23. August 1313 in Buonconvento in der Nähe von Siena hinweg. Mit ihm wurde die Hoffnung Dante's vollständig vernichtet. Die neue Kaiserwahl in Deutschland war eine zwiespältige. Der langwährende zerrüttende Thronstreit hob jede Aussicht auf, daß in nächster Zeit Dante's Ideal seiner Verwirk-

lichung näher geführt werden könne, das Ideal einer die ganze Menschheit umfassenden kaiserlichen Monarchie.

Mit der Hoffnung auf den Sieg der Ordnung, auf Wiederherstellung ruhiger und geregelter Verhältnisse war aber zugleich auch Dante's Hoffnung auf Rückkehr in seine Heimath vernichtet. Hatte er auch Florenz im Zorne gescholten, es war doch seine geliebte Vaterstadt, in die er sich zurücksehnte. Immer drückender wurde ihm daher das Elend der Verbannung, immer lebhafter die Sehnsucht, wieder heimzukehren und, wie er sich ausdrückt, daheim die müde Seele zur Ruhe zu bringen und die ihm noch gewährte Zeit zu beschließen. „Fast durch alle Länder, sagt er, zu welchen sich unsere Sprache erstreckt, bin ich ein Fremdling wie bettelnd gezogen und habe wider Willen die Wunden meines Geschickes gezeigt, welche so oft dem Verwundeten nur zur Schuld angerechnet wird. Ich bin ein Schiff ohne Segel und ohne Steuer gewesen, zu vielen Häfen, Buchten und Ufern von dem trocknen Winde getragen, den die schmerzensvolle Armuth aushaucht."

Aber alle vermittelnden Versuche, die Erlaubniß zu seiner Heimkehr nach Florenz zu erwirken, waren erfolglos. Er hatte sich wohl mit der Hoffnung getragen, daß sein Dichterruhm seine Mitbürger veranlassen würde, ihn ehrenvoll zurückzurufen.

> Zwäng' einst, so singt er (Parad. 25, 1 ff. Streckf.),
> dies heil'ge Lied, zu dem die Erde,
> Zu dem der Himmel mir den Stoff gereicht,
> Durch das auf lang ich blaß und mager werde,
> Die Grausamkeit, die mich von dort verscheucht,
> Wo ich, ein Lamm, geruht in schöner Hürde,

Jedwedem Wolfe feind, der sie umschleicht. —
Mit anderm Ton und Haar, als Dichter, würde
Ich kehren, und am Taufquell dort empfahn
Im Lorbeerkranz des Dichters höchste Würde.

Wie bitter hatte er sich getäuscht! Rückkehr wollten ihm die Gegner zuletzt zwar gewähren, aber statt des Lorbeerkranzes — die Schandmütze! Sie stellten ihm die entehrende Bedingung der sogenannten Oblation, einer schimpflichen Procedur, unter welcher Verbrecher begnadigt zu werden pflegten. Aehnlich wie die Ketzer, die zum Scheiterhaufen geführt wurden, war der zu Begnadigende mit einer weißen papierenen Schandmütze bedeckt, worauf sein Name zu lesen war und so wurde er unter dem Zulauf der Menge durch die Straßen geführt.

So muß Dante darauf verzichten, das Regiment der Gerechtigkeit wieder aufgerichtet zu sehen. Sie waltet nicht im Großen, denn der Kaiser kommt nicht zu seinem Rechte; sie waltet nicht im Kleinen, denn er, der, wie kein Anderer mehr, das Beste seines engeren Vaterlandes gewollt, er kommt nicht zu seinem Rechte. Die Gerechtigkeit aber, die nicht im Diesseits zu finden ist, sie waltet im Jenseits.

In diesen trostreichen Gedanken versenkte er sich, er erfüllt seine ganze Seele. Seine reiche, schaffende und Alles plastisch gestaltende Phantasie führt ihm in einem Augenblicke höherer Extase ein farbenreiches Bild von dem Jenseits vor als von der Welt der Gerechtigkeit und der Wiedervergeltung.*) An dieser

*) Es ist aber das nicht so zu verstehen, als ob er die Göttliche Komödie erst gedichtet habe, nachdem er die Hoffnung auf Rückkehr nach Florenz habe aufgeben müssen. Angefangen ist dieselbe vielleicht im Jahre 1300, beendet kurz vor seinem Tode.

Vision, wie er es nennt, hält er fest, in sie lebt er sich ein, ihr widmet er all sein Denken und Dichten und so baut er denn auf ihrem Grunde ein poetisches Kunstwerk auf, das, großartig und erhaben, weit empor ragt über alle anderen Dichtungen seiner Zeit und der nächstfolgenden Jahrhunderte und das in dem weiten Reiche der Poesie noch Jahrtausende wie eine mächtige Pyramide emporragen wird.

Wenn ein Gedicht bleibenden Werth haben soll, so muß es allgemein menschlich gedacht und empfunden sein, so daß die Gedanken und Empfindungen zu allen Zeiten und bei allen Völkern wieder gedacht und mitempfunden werden können. Da das Gedicht aber in einer bestimmten Zeit entstanden ist, so muß es auch den Stempel der Zeit tragen, und dies in um so höherem Grade, wenn der Stoff der Dichtung für sich selbst schon dazu angethan ist, eine Wiederspiegelung der Zeitereignisse zu geben und wenn gar der Dichter selbst noch mit eingegriffen hat in die Ereignisse. Beides ist in eminenter Weise bei Dante der Fall in seiner „Göttlichen Komödie."

Die großen Gedanken, um welche das ganze Gedicht sich bewegt, wird die Welt, so lange sie besteht, wieder denken und durchdenken und wird sie nicht ausdenken; die Empfindungen, die in dem Gedichte ihren ergreifenden Ausdruck gefunden haben, finden in jedes Menschen Brust ihren Wiederhall. Im Einzelnen aber ist das Gedicht eine so lebendige Abspiegelung der Zeit, daß keine Geschichtsschreibung im Stande wäre, wirkungsreicher ein Bild der Zeit nach allen Richtungen hin uns vorzuführen.

Die erste Anregung zu dem Gedichte war ihm in der Jugend gekommen durch die Liebe zu Beatrice. Die Ausführung wurde

eine wesentlich andere als die erste Idee es erwarten ließ. Der Jüngling kannte nur ein Ideal, das Ideal für seine eigene Person, für sein individuelles Leben, Beatrice. Für den gereiften Mann mußte neben der Liebe auch das öffentliche Leben sein Recht gewinnen, für ihn bildete sich ein zweites Ideal, die Verwirklichung der Kaiseridee. Beide Ideale bleiben ihm unerreicht, das große Gedicht verherrlicht beide in wunderbarer Verkettung.

Die Liebe erhebt, begeistert; sie macht zur Aufopferung fähig, sie erhebt uns über uns selbst, reinigt uns und führt uns auf höchster Stufe zu Gott, denn Gott ist die Liebe, und die reine, von Selbstsucht und Sinnlichkeit freie Liebe ist ein Ausfluß von Gott, ist unser göttlicher Antheil. Beatrice, die verklärte, ist das Sinnbild solcher Liebe. Sie, fleckenlos und rein, führte zu Gott, und, von Gott erfüllt, lehrt und zeigt sie Gott, d. h. die höchste Weisheit der reinen, unverfälschten und ungetrübten christlichen Religion. Sie ist die absolute Wahrheit, die Offenbarung. — Diese reine, heilige Liebe, die zur tieferen Erkenntniß von Gott und zu Gott selbst führt, ist aber nur für geläuterte, geweihte Seelen. Beatrice ist im Paradiese. Um dahin zu gelangen, müssen die Schlacken des Irdischen abgethan sein. Mit der Hölle der Verdammten, mit dem Fegefeuer der zwar Errettbaren, aber mit Sündenschuld noch Belasteten darf Beatrice nichts gemein haben.

So hat kein anderer Dichter seine Geliebte verherrlicht.

Aber das Gedicht ist kein Liebesgedicht. Die Idealisirung Beatrices zu einem überirdischen Wesen, ihrer Apotheose, sollte nach dem ursprünglichen Plane der Inhalt einer größeren Dichtung werden.

Indeß dieser Grundplan gestaltet sich vollständig um. Der Inhalt wird ein durchaus anderer, unendlich reicherer. Nicht Beatrice im Jenseits wird der Stoff, die ganze Welt des Jenseits als Ergänzung und Vollendung des Diesseits soll sich vor unseren Augen zu einem lebensvollen Bilde gestalten mit allen Schrecknissen der Hölle, mit allen Seligkeiten des Paradieses. Nicht eine einzelne ideale Person ist es jetzt, die in ihrer Verklärung erscheinen soll; die ganze Menschheit ist es, die uns vorgeführt wird, von der engelsgleichen Reinheit der Beatrice durch alle Abstufungen hindurch bis zur tiefsten Verworfenheit, zur satanischen Bosheit. Ein Gericht soll gehalten werden über Böse und Gute, ein Weltgericht, die Gerechtigkeit soll gezeigt werden waltend im Jenseits, da sie Dante im Diesseits nicht gefunden hat. Eine sittliche Weltordnung ist von Gott eingesetzt, und wehe dem, der daran rüttelt!

Mit unerbittlicher Strenge wird Gericht gehalten über jeden Sünder, in ihrer Nacktheit wird jede Sünde bloß gelegt, in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens wird geblickt, um die Sünde bis in ihren unscheinbarsten Keim zu verfolgen, und Strafe wird verhängt nach Maßgabe des Vergehens. Das Schwert der Gerechtigkeit verschont Niemand, wie hoch er auch im diesseitigen Leben gestanden, vielmehr gilt der alte Grundsatz, daß, je höher und mächtiger die Stellung, um so größer die Pflicht der Verantwortlichkeit.

Und so ist der Weg gebahnt, um Gericht zu halten über Könige und Kaiser, über Bischöfe und Päpste, und zugleich die politische Grundanschauung, von der Dante erfüllt war, als die richtige zu verfechten.

II.

Dante's Göttliche Komödie.

---

1. Die Hölle.

Um eine Vorstellung von dem überströmenden Reichthum der Phantasie unseres Dichters zu geben, soll die göttliche Komödie hier wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach vorgeführt werden.*)

Das Gedicht gliedert sich in drei große Gruppen: die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies. Jede dieser Gruppen besteht aus 33 Gesängen, das Ganze also aus 99 Gesängen, oder vielmehr, da noch ein erster einleitender Gesang voraufgeht, aus 100 Gesängen. — Das Gedicht ist erzählend; Dante selbst spricht in eigener Person; er schildert eine Wanderung durch die drei Reiche.

In dem einleitenden Gesange verirrt der Dichter, auf der Höhe des Mannesalters stehend, sich in einem dunkeln Walde. Er erblickt einen sonnenbestrahlten Berg, der ihm Rettung zu

*) Es handelt sich hierbei aber nur um die rein dichterischen Gebilde. Auf den reichen Lehrgehalt des großen Werkes kann hier nicht näher eingegangen werden. — An einigen Stellen soll der Dichter in metrischen Uebersetzungen, die mir als die je besten erschienen sind, selbst sprechen.

bieten scheint, aber es treten ihm drei Ungethüme entgegen: ein Panther, ein Löwe, eine Wölfin. In Furcht und Angst will er schon verzweifeln, da erscheint ihm der alte römische Dichter Virgil, gesandt von einer höheren Macht, und verspricht ihm, ihn aus dieser Noth zu befreien. Die Befreiung könne aber nicht in der von ihm erwarteten Weise eintreten, sondern vermittelst einer Wanderung durch das Land der Ewigkeit. Auf dieser Wanderung werde zuerst er, Virgil, ihm Führer sein, nachher werde ein höheres Wesen, Beatrice, die Führung übernehmen.

Hier schon in dem ersten Eingange und der Einleitung des ganzen Gedichtes zeigt sich sofort eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Dante'schen Poesie: Anwendung von Bildern in zwiefach allegorischem Sinne.

Der Erzählende ist zunächst Dante selbst in seiner individuellen persönlichen Erfahrung, dann aber er als Mensch überhaupt, d. h. als Vertreter der ganzen irrenden Menschheit. — Die Wanderung ist eine Vision, die der Dichter persönlich erfahren und durchlebt hat. Dann ist sie ein Spiegel des Diesseits in dem Jenseits. — Der düstere Wald ist das Leben des Irrthums, der Sünde, wie Dante's so der Menschheit. Er ist aber zugleich auch ein Bild der düsteren Zustände der Zerrüttung Italiens, des Reiches, der Kirche. — Die drei Thiere sind Bilder sittlicher Zustände, böser Leidenschaften, aber zugleich auch Symbole politischer Zustände und Personen. Moralisch bezeichnen sie: a) sinnliche Lust, b) Ehrgeiz und Herrschsucht, c) Geiz und Habsucht. Politisch bezeichnen sie a) das Parteigetriebe in Florenz, b) das Guelfenthum, c) die römische Curie. — Virgil ist einmal wirk-

lich der Schatten des römischen Dichters Virgil, der die Gründung des römischen Weltreiches poetisch verherrlicht hat, der im ganzen Mittelalter eines hohen Ansehens sich erfreute, und von Dante besonders hoch verehrt und als sein poetischer Lehrer und Meister betrachtet wurde. Dann ist er Repräsentant der irdischen Weisheit, der Philosophie, der rein menschlichen, auch dem Heiden möglichen Tugend. — Beatrice ist einerseits wirklich der Schatten der idealisirten Jugendliebe Dante's. Andrerseits ist sie Repräsentantin der überirdischen Weisheit, der Theologie, der Offenbarung, der nur dem Christen möglichen Tugend.

Dante beginnt nun unter Virgils Leitung die Wanderung. Sie kommen zu dem Thore der Hölle mit der weltberühmten, mächtig ergreifenden Inschrift, von der Schlegel mit Recht sagt, daß sie zu dem Erhabensten gehört, was je ein Dichter gesagt hat.

„Ich bin der Weg ins wehevolle Thal,
Ich bin der Weg zu den verstoßnen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ewgen Qual.
Mich schuf mein Meister aus gerechtem Triebe:
Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
Der höchsten Weisheit und der ersten Liebe.
Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden.
Als Ewges nur; und ewig währ auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden."
(Schlegel, 3. Gesang.)

Die beiden Wandrer treten ein. Die Hölle ist nun folgendermaßen gedacht. An der Erdoberfläche öffnet sich ein weiter großer Schlund, der sich nach dem Mittelpunkte der Erde zu trichterförmig oder kegelförmig verengt und zuspitzt. Der obere Raum ist mit der Erde, wie mit einem Deckel bedeckt, auf welchem die heilige Stadt

Jerusalem steht. In dem Mittelpunkte der Erde, an dem Ende des Höllenschlundes sitzt Lucifer, der Satan. Der Innenraum ist hohl. An den Seitenwänden, dem Mantel des Höllenkegels ist der Raum zwischen dem obersten Rande und der Spitze in neun von einander durch leere Schichten getrennte Kreise oder Ringe getheilt, welche die Wohnplätze für die Verdammten sind. Je näher dem Lucifer, desto kleiner sind natürlich die Kreise, desto größer ist aber auch die Sündenschuld der ebendahin verwiesenen Verbrecher. Je näher der Erdoberfläche, desto größer sind die Kreise, desto weniger schwer die Sünden der Verdammten. Der schweren Sünder sind weniger, die satanische Bosheit ist seltener, der Raum für die dem Satan ihrer inneren Natur nach verwandten, ihm deshalb geistig und räumlich nahe stehenden Sünder ist kleiner. Je weiter vom Satan räumlich entfernt und der heiligen Stadt nahe, desto weiter sind die Menschen auch geistig von ihm entfernt, desto mehr ist Böses in ihnen mit Gutem gemischt, desto zahlreicher sind sie.

Der erste, der Erdoberfläche zunächst gelegene Kreis, in den die Höllenpforte einführt, ist durch den breiten Acheronstrom in zwei Theile getheilt. Der Raum diesseits des Acheron kann als der eigentliche Vorhof der Hölle angesehen werden. Er enthält die Seelen der Schlaffen, Unentschiedenen, Mittelmäßigen, die „sonder Schmach gelebt und sonder Ehre.“ Dante, der entschiedene Parteimann, will von den Unentschiedenen nichts wissen. Klagen und Geschrei schallt von hier aus den Eintretenden entgegen. — Jenseit des Acheron dagegen, über welchen Charon, der alte Fährmann der antiken Mythologie, die Seelen hinüberfährt, tönt nicht mehr das laute Schreien und Klagen entgegen,

sondern man hört nur leise Seufzer, „wovon die ew'ge Luft erbebend stöhnte.“ (Schlegel.) Denn hier weilen nicht eigentliche Sünder, sondern solche Seelen, die zwar keine wirkliche Höllenstrafe erdulden, die aber die ewige Seligkeit entbehren müssen, weil ihnen die Offenbarung noch nicht hatte zu Theil werden können, also einerseits die großen Gestalten der heidnischen Welt, andrerseits die ungetauften Kinder. Unter jenen erscheinen den Wanderern Homer, Horaz, Ovid, Plato, Socrates, Caesar und viele andere aus dem griechischen und römischen Alterthum, aber auch ein Saladin. Adam aber, Noah, Abraham und die anderen jüdischen Erzväter sind durch Christus bei seiner Höllenfahrt von hinnen geführt.

Am Eingange des zweiten Kreises steht Minos, der wie in der antiken Mythologie als Richter der Unterwelt so hier als Höllenrichter erscheint. In jedem Kreise der Unterwelt finden wir eine Figur der antiken Mythologie. Der Dichter giebt ihnen ähnliche Functionen, wie sie ihnen die alte Poesie gegeben hatte. Er schaltet frei über diesen reichen Stoff, und nimmt um so weniger Anstand, daraus zu schöpfen, da die mythologischen Figuren den Gebildeten seiner Zeit in ihrer Bedeutung als vollständig bekannt angenommen werden mußten.

Minos bestimmt für die ankommenden Seelen das Maß der Strafe und somit den Höllenkreis, dem sie zugewiesen werden.

Der zweite Kreis selbst enthält die Liebesünder, die von einem furchtbaren Sturme in dunkler Luft hin und her getrieben werden. Aus der Schaar derselben wird ein Paar hervorgehoben, Francesca von Rimini und Paolo, um, wie ein neuerer Uebersetzer des Dante (Braun) sagt: „von dem Dichter in einer

süßen Tragödie gefeiert zu werden, mit welcher von Allem, was später eine Phantasie erdacht hat, höchstens Shakespeares Romeo und Julie sich vergleichen läßt."

Unser Dichter wird bei ihrer bloßen Erscheinung von Mitleid tief ergriffen. Die Erzählung von ihren Leiden wirkt so erschütternd auf ihn, daß er ohnmächtig niederstürzt.

Im dritten Kreise ist der Höllenhund Cerberus der Beherrscher. Er zerreißt und zerfleischt die Insassen des Kreises, die Schlemmer und Schwelger, die in Schlamm liegend von Regen, Hagel, Schnee unaufhörlich geplagt werden.

In dem vierten Kreise ist der antike Gott des Reichthums, Plutus, der Wächter. Es befinden sich hier zugleich Verschwender und Geizige. Beide werden in gleicher Weise gestraft, weil beide gesündigt haben in ihrem Verhalten zum materiellen Besitz. Sie gehen einander im Kreise entgegen, schwere Gewichte vor sich her wälzend. Sobald sie auf einander getroffen, schelten sie sich gegenseitig und kehren um, und müssen unaufhörlich ihre Arbeit von Neuem anfangen wie Sisyphus. Der Dichter bemerkt unter ihnen viele Priester, manchen Papst und manchen Cardinal.

In dem fünften Kreise finden die Wanderer in dem Sumpfe Styx eine schmutzige Heerde,

„Sie waren nackt und zornig die Geberde;
Sie stießen sich, nicht mit der Hand allein,
Mit Kopf und Brust und Füßen ward gerungen,
Und Stück um Stück zerrissen mit dem Zahn.
Der gute Meister sprach: „Mein Sohn, sieh an
Die Seelen derer, die der Zorn bezwungen." (Braun, 7. Ges.)

So werden also die Zornigen gestraft.

Der Styx umfließt die Höllenstadt Dis oder Dite, deren glühende Thurmspitzen weithin sichtbar sind. Sie liegt im sechsten Kreise, Feuer brennt innerhalb der Stadt. Eine Schaar von mehr als tausend gefangenen Engeln verwehrt den Eingang. Aber ein göttlicher Abgesandter öffnet ihnen die Pforte. Sie treten ein und erblicken ein weites Feld brennender Gräber. Es sind Ketzer, die also gezüchtigt werden und Jammergetön ausstoßen. Die Dichter wandern zwischen den offenen Gräbern hin, die sich erst schließen werden am Tage des Weltgerichts. Unter den Ketzern wird von großen historischen Persönlichkeiten Kaiser Friedrich II. namhaft gemacht, den allerdings die guelfische Partei als der Ketzerei so arg verfallen bezüchtigte, daß er sogar als der Verfasser eines berüchtigten Buches genannt wurde, das von den drei Betrügern betitelt war und von Moses, Christus und Muhamed handelte.

Aber selbst einen Papst finden die Wanderer unter den Ketzern, den Papst Anastasius II. Beweis genug, daß für Dante der Begriff der Unfehlbarkeit des Papstes nicht existirte.

Auf der weiteren Wanderung von dem sechsten zum siebenten Kreise wird Dante von seinem Begleiter über die Natur der Sünde belehrt, über die verschiedenen Manifestationen derselben, über die Abstufungen der Schuld und der Bestrafung derselben. Geringer ist die Schuld bei allen Vergehungen, die aus Leidenschaftlichkeit und Unenthaltsamkeit entstehen, weil sie mehr oder minder Sache des Temperamentes sind, der Naturanlage. Dahin werden alle die Sünden gerechnet, die in den ersten bisher durchwanderten sechs Kreisen bestraft werden. Und selbst die

Ketzerei wurde am Schlusse noch hierher gezählt, gleichsam als sei auch sie gewissermaßen durch die geistige Naturanlage bedingt. Anders aber verhält es sich mit den Sünden, die in den drei letzten Höllenkreisen gestraft werden. Es sind diejenigen, die aus der Bosheit des Herzens kommen. Auch unter ihnen sind noch Abstufungen bis zum Satanas hin, es sind die Gewaltthätigen, die Betrüger, die Verräther.

Die Gewaltthätigen sind dem siebenten Kreise zugewiesen. Dieser Kreis theilt sich aber noch in drei Unterabtheilungen, je nachdem die Gewaltthat geübt ist gegen den Nebenmenschen, oder gegen das eigene Individuum, oder etwa gegen Gott.

„Es war der Ort, der abwärts uns gebracht,
So wilde Kluft, so schauerliche Stätte,
Daß jeder Blick sich scheu gewendet hätte." (Braun, 12. Ges.)

Die verschiedensten Blutmenschen, Räuber, Mörder, Tyrannen werden vorgeführt aus der ältesten mythischen Zeit bis in die Zeit Dante's selbst. Der Minotaurus eröffnet den Reigen.

Um die kochende Blutlache herum laufen wilde Centauren, die mit ihren Pfeilen auf die Sünder schießen, die sich aus dem Blute weiter erheben wollen als ihnen bewilligt ist.

In der zweiten Abtheilung dieses siebenten Kreises der Gewaltthätigen befinden sich diejenigen, die Gewalt gegen sich selbst geübt haben, d. h. die Selbstmörder. Ihre Seelen sind in Bäume gebannt, in deren Zweigen die wilden Harpyen sitzen, um an den Blättern selbst zu nagen. Die Harpyen sind grausige Thiere, also geschildert:

Die Schultern deckt ein breites Flügelpaar;
Der Hals, das Antlitz menschengleich gegliedert,
Der Fuß bekrallt, der breite Bauch befiedert." (Braun, 13. Ges.)

Weil die Selbstmörder ihren eigenen Leib zerstört haben, so sollen sie ihn auch am Tage des jüngsten Gerichts nicht, wie die andern Sünder, wieder empfangen, sondern es soll derselbe an den Baumstämmen aufgehängt werden. In diesem Walde schallt den Wanderern kein wildes Geschrei mehr entgegen, nur Seufzen und Klagen, und da Dante dieses Seufzen als ein menschlich rührendes vernimmt, ohne doch jemand zu sehen, veranlaßt ihn Virgil, einen Zweig abzubrechen, worauf Blut aus dem Stamme fließt, der nun zu sprechen anfängt und in ergreifender Weise seine Schicksale erzählt Es ist der Kanzler des großen Hohenstaufenkaisers Friedrich II., der demselben aufrichtig ergeben die treuesten Dienste leistete, von ihm geliebt und geachtet wurde, bis er auf Veranlassung der priesterlichen Gegner beim Kaiser angeschwärzt und verdächtigt in Verzweiflung sich selbst den Tod gegeben hatte.

„Ich bin es, der die beiden Schlüssel trug
Zum Herzen Friedrichs, und süß und leise
Schloß ich es auf und so gerechter Weise,
Daß keinen Andern sein Vertraun ertrug.
Treu war ich diesem ruhmesreichen Amte,
Daß mich der Schlaf, daß mich die Kräfte flohn;
Doch jene Metze, die von Cäsar's Thron
Nicht ließ den buhlerischen Blick, entflammte,
Sie Aller Tod und aller Höfe Schmach,
Entflammte gegen mich den Haß vor Allen,
Bis selbst Augustus ihrer Kunst verfallen." (Braun, 13. Ges.)

Da zeichnet sich in diesen scharfen Worten der Gibelline Dante mit seinem Ingrimm gegen die unredliche römische Curie, die einem der größten Repräsentanten der Kaiseridee seine edelste Stütze in hämischer, verrätherischer Weise raubte. Der römischen Curie schleudert er das ärgste Scheltwort ins Antlitz, das zur Bezeichnung ihres sittlichen Verfalls die Sprache nur bieten konnte: Metze, Buhlerin, Dirne.

In der dritten Abtheilung des siebenten Kreises findet er zunächst Gotteslästerer auf glühendem Sandfelde, theils liegend, theils zusammengekauert, theils vor Angst und Schmerz hin- und hereilend und jammervolle Klagen ausstoßend. Ihr Schmerz ist entsetzlich, denn auf den schon glühenden Sand rinnt

> „In leisem Fall herab ein Feuerregen
> Von breiten Flocken, die sich langsam legen,
> Wie in den Alpen Schneefall ohne Wind."
>
> (Braun, 14. Gesang.)

In derselben dritten Abtheilung des siebenten Kreises finden sich noch zwei Gattungen von Sündern, die man überrascht ist hier anzutreffen, zunächst solche, die unnatürlichen Lüsten anhängen, die Sodomiten, dann die Wucherer, eine merkwürdige Zusammenstellung.

Wenn sie alle drei demselben Kreise zugewiesen sind, so muß bei aller Verschiedenheit ihrer besonderen Sünden doch etwas wesentlich Gemeinschaftliches ihnen beiwohnen, und wenn sie alle als Gewaltthätige ihre Strafe empfangen, so besteht dieses Gewaltthätige darin, daß sie die Gesetze der Natur aus eigener Machtvollkommenheit so weit übertreten, daß es eine volle Umkehr der Natur wird. Am wenigsten ersichtlich ist dies bei der

dritten Gattung, bei den Wucherern. Die Umkehr der Natur kann hier nur so aufgefaßt werden, daß der Wucherer seine Seele ganz gefangen giebt an den Mammon, alle Barmherzigkeit erstickt und das Geld, das überall nur Mittel sein soll, zum Ziele des menschlichen Thuns macht. Eine große Seele ist uneigennützig. Wer den Wucher so brandmarken kann, wie Dante es hier thut, der spricht damit aus, wie hoch erhaben er über dieser Sünde steht, wie sie seiner innersten Natur widerstrebt.

Um zu dem achten Kreise, dem der Betrüger, zu gelangen, bedarf es, da derselbe in einem tiefen Abgrunde sich befindet, eines geflügelten Wesens, das sie hinüberträgt. Auf Virgils Veranlassung erscheint dasselbe aus der Tiefe, es ist Geryon, der personificirte Betrug selbst, ein Ungethüm „mit spitzem Schweif, womit es Berge durchbohret, Waffen bricht und Mauern fällt."

„Es trug das Antlitz eines biedern Manns,
Und war von vorn mit Freundlichkeit bekleidet;
Am Hinterleibe war es Schlange ganz."
(Schlegel, 17. Gesang.)

Wie der siebente Kreis drei Unterabtheilungen hatte, so hat der achte ihrer zehn, die mit einander durch Felsenbrücken oder Dämme verbunden sind, von denen herab die Wanderer in die Tiefe der Gräben schauen, wo die Sünder ihre Strafe erdulden.

In der ersten Unterabtheilung sind die Kuppler und Verführer, die in verschiedener Richtung sich bewegen müssen.

„Und hier und dort vom schwarzen Fels her fallen
Gehörnte Teufel, lange Peitschen schwingend,
Um grausamlich eins hinten aufzuknallen.

Wie hoben sie, beim ersten Hieb sich ringend,
Die Fersen, hui! Da wartete wohl keiner
Den zweiten oder dritten ab, so springend."

(Graul, 18. Gesang.)

In der zweiten Unterabtheilung befinden sich die Schmeichler, die die entsetzliche Strafe leiden, in Moder, Schimmel und Menschenunrath zu stecken. Das ist wieder ein charakteristischer Zug für den charakterfesten, stolzen und unbeugsamen Dante, der seinem eigenen Wohlthäter an dessen eigenem Tische eher ein verletzendes als ein schmeichelndes Wort sagte.

Die dritte Unterabtheilung zeigt uns die Simonisten, d. h. diejenigen, die mit geistlichen Aemtern und Würden Schacher getrieben. Hier ist ein Feld, auf dem Dantes Ingrimm gegen böse Päpste sich kühlen kann. Eine gar eigenthümliche Strafe ist für sie ersonnen. Sie stecken mit dem Kopfe nach unten gekehrt in engen Löchern fest, nur die Beine stecken heraus und zappeln, da auf die Fußsohlen Flammen sengen und brennen.

„Und die Gelenke zuckten drum so heftig,
Sie hielt kein Seil, und wär es noch so kräftig.
So wie die Dinge, die in Oel getränkt,
Ein oberflächlich Flammen übergossen,
So wars hier von der Ferse bis zur Zeh.
Wer ist, o Meister, der in wildem Weh
Dort zuckt mehr als die andern Peingenossen?
Und dem die Sohle röthre Flammen schwält?

(Braun, 19. Gesang.)

Es ist der Papst Nicolaus III., der den Dante im ersten Augenblick für den herabgekommenen Geist des Papstes Bonifacius VIII. hält, der hier jetzt seine Stelle einnehmen solle.

Hier nehmlich herrscht das Gesetz, daß jedesmal, wenn ein wegen Simonie zu bestrafender Papst ankommt, er an die Stelle des letzten tritt, dieser aber tiefer hinab gestürzt wird. Denn

„Die andern (sagt Nicolaus),
die vor meiner Zeit begangen
Den Pfründenschacher, sind zu Häupten mein
Und liegen flach in dem gespaltenen Stein.“
(Braun, 19. Gesang.)

Nach Bonifacius VIII. werde Clemens V. an diese Stelle treten.

Dante kann sich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit seine Entrüstung über die Entsittlichung der römischen Curie in scharfen Worten auszudrücken. Er führt sich selbst redend ein, indem er zu dem Papste spricht:

„Ei, sag' mir doch, als Kaufpreis, welchen Schatz
Hat Petrus unserm Herren doch geleistet,
Daß er ihm gäbe seiner Schlüssel Amt?
Komm, folg mir nach! Das ist sein Preis gewesen.
Und ferner, als Matthäus ward erlassen,
Hat Petrus und die andern insgesammt
Um Gold und Silber nicht das Amt verhandelt,
Als dem Verräther es genommen ward.
Nun bleibe nur, du büßest nicht zu hart!
Und wär es nicht, daß noch mich mag bezwingen
Die Ehrfurcht vor dem höchsten Schlüsselpaar,
Das Dein im frohen Erdenleben war,
Noch bittrer sollte dir mein Wort erklingen.
Euch machte einen Gott aus Gold die Gier;
Was ist es anders, daß ihr euch mögt scheiden
Von all den götzendienerischen Heiden?

Sie beten Einen an, und hundert ihr!
Weh', Constantin, welch' Unheil ist entsprungen
Nicht deiner Taufe, nein, doch daß du gabst
Die Mitgift hin dem ersten reichen Papst!"
(Braun, 19. Gesang.)

Dante bewahrt also Achtung vor der Institution des Papstthums als des heiligen Priesterthums, aber er züchtigt den unheiligen Inhaber der heiligen Würde. Und in den zuletzt ausgesprochenen Worten verurtheilt er das ganze System der Hierarchie, sofern sie eine weltliche Macht geworden ist, deren Gründung nach damaliger Auffassung auf Constantinus zurückgeführt wurde, nicht, wie es historisch richtig ist, auf Pipin.

In der vierten Unterabtheilung finden wir die falschen Propheten, Wahrsager und Zauberer. Ihr Kopf ist ihnen umgedreht, so daß sie nach hinten sehen.

Sie haben sich unterfangen, in die Zukunft weiter schauen zu wollen, als es dem Menschen hienieden von Gott beschieden ist, darum sollen sie auch nicht einmal die nächsten Schritte vorwärts sehen.

Die fünfte Unterabtheilung schließt sich in Betreff der Gattung der Sünder eigentlich mehr der dritten als der vierten an, da sie die weltlichen Simonisten enthält, die die weltlichen Würden und Aemter nicht nach dem Werthe der Personen vertheilen. Die Bestechlichkeit der weltlichen Beamten scheint auf gleicher Höhe mit der der Geistlichen gestanden zu haben. Dante weilt lange bei der Schilderung dieser Gattung von Sündern und ihrer Strafen.

Die Sünder sind hier in einen See siedenden Peches gesteckt, das vor Hitze Blasen aufwirft. Schwarze Teufel mit Haken

und Gabeln bewachen den See, und stoßen die Sünder wieder in das siedende Pech zurück, die auftauchen wollen, ähnlich wie wir schon oben bei dem Blutsee die Centauren hatten das Wächteramt üben sehen. Als Dante eben hinabschaut in den grausigen See, kommt ein Teufel mit einem Rathsherrn aus Lucca, um ihn hinab zu schleudern. Als derselbe wieder auftaucht, sich windend und krümmend, verhöhnen ihn die bewachenden Teufel, hier gelte kein scheinheiliges Krümmen wie droben, und „hundertfach spießt ihn der ganze Chor."

„Nicht anders pflegt der Küche Dienerschaft
Das Fleisch das sich dem Kessel leicht entrafft
Mit Gabeln in die Mitt' hinabzudrücken."

(Braun, 20. Gesang.)

Dante muß auf Virgils Geheiß selbst sich vor den Teufeln hinter einem Felsstück verbergen, bis Virgil durch eine Unterredung mit einem der Teufel für sie beide einen Durchgang durch diesen unheimlichen Ort erwirkt. Die Schilderung hier ist meisterhaft.

Wie groß die Wachsamkeit der Teufel auch ist, die armen Sünder tief unten in dem Pechpfuhle zu erhalten, unaufhörlich tauchen sie doch auf.

„Und wie der Frösche Volk am Rand der Sümpfe
Zuweilen sitzt; man sieht die Schnauzen nur,
Verborgen sind im Schlamm die Bein' und Rümpfe:
So saß hier überall die Sünderbrut.
Allein so wie sich Barbariccia*) nahte
Entwich sie in die siedend heiße Fluth." (Schlegel.)

---

*) Einer der Teufel: Struppebart, Sträubebart.

„Ich sah, und noch gedenk ich es mit Schaudern,
Wie einer blieb, so wie man wohl gewahrt,
Daß ein Frosch bleibt, wenn alle schon entsprangen.
Und Hundekratz, der ihm am nächsten war,
Spießt ihn und hob ihn am verpichten Haar,
Da sah ich ihn wie eine Otter hangen
Karfunkelblitz, mit deinen Klauen fahr'
Ihm in den Rücken, schind ihm ab das Leder,
So schrie aus der verfluchten Brut ein jeder."
(Braun, 21. Gesang.)

Die Peinigung eines der armen Verdammten wird durch eine Anrede Virgils unterbrochen und es gelingt dem geriebenen Sünder, hier durch seine schlauen Worte Zwietracht unter den auf seine weitere Peinigung nur wartenden Teufeln zu stiften, so daß zwei derselben mit einander über dem Pechsee handgemein werden und beide dabei in die siedende Masse stürzen. Die Scene ist äußerst komisch. Während beide ungeschickte Teufel durch ihre Mitteufel wieder herausgezogen werden, entfernen sich unsere Wanderer, nicht ohne Besorgniß, den Zorn dieser Teufelsbande auf sich gezogen zu haben und deshalb von ihr verfolgt zu werden.

Sie retten sich vor der auch wirklich eintretenden Verfolgung und kommen in die sechste Unterabtheilung zu den Heuchlern. Ihre Strafe ist, daß sie langsamen Schrittes, „weinend und im Gesicht der Trübsal Bild," einhergehen, bedeckt mit schweren Kutten, deren Kapuzen bis an die Augen reichen, von außen gleißend Gold, von innen schweres Blei. Ein treffenderes Bild für den schleichenden Heuchler kann nicht leicht erdacht werden.

Die siebente Unterabtheilung des achten Kreises enthält die Räuber, die in listiger Weise ihre Gewaltthat ausführten. Die

Verbrechen werden ärger, die für sie ersonnenen Strafen immer raffinirter. Wir finden jetzt eine Strafe für die hinterlistigen, heimtückischen Räuber und Mörder, wie sie schwerlich eine Phantasie unserer Tage erzeugen würde. Alles wird hier Schlangennatur. Die Schlange ist listig, hinterlistig, gefährlich, mörderisch, räuberisch. Der Sünder wird in eine sechsfüßige Schlange verwandelt, er stürzt sich plötzlich auf einen andern ihm entgegen kommenden Sünder und schlingt sich mit allen Gliedern um ihn herum. Darauf tritt ein wunderbares Ereigniß ein, abermals eine Verwandlung.

„Als ob von heißem Wachs ein jeder wär',
So schmolzen ihre Glieder drauf zusammen,
Und ihre Farben in einander schwammen,
Und keiner schien mehr, was er war vorher.“

(Braun. 24. Gesang.)

Es erwächst daraus eine scheußliche Mißgestalt.

„Es schwand vom ersten Anblick jede Spur,
Es waren zwei und keiner war zu sehen,
Und so gestaltet sah dahin ich's gehen,
Das widrige Gebild, doch langsam nur.“ (Braun.)

Da kommt eine kleine Schlange, beißt in den Nabel des einen, der fängt drauf zu gähnen an.

„Die Schlang' auf ihn, er auf die Schlange sieht,
Ihr aus dem Mund, ihm aus der Wunde schießt
Gewalt'ger Dampf, der rasch zusammenfließt.“ (Braun.)

Die Verwandlung vollzieht sich, die Schlange nimmt die Gestalt des früheren Sünders wieder an und der Ueberfallene wandelt sich in die Schlange um und so geht der Wechselprozeß ununterbrochen fort.

„Die Sünder, sagt Braun hier sehr treffend, denen kein Eigenthum heilig war, behalten in der Hölle nicht einmal ihren eigenen, innersten Besitz, sich selbst."

Der achte Schlund des achten Kreises zeigt keine Personen, man erblickt nur vereinzelte Flammen, in denen sich die Sünder selbst befinden, und zwar sind es arglistige, böse Rathgeber, wie Diomedes und Ulysses, die also hier als bösere Sünder betrachtet werden, als die offenen Straßenräuber; sie üben ja versteckt und hinterlistig ihre Gewalt.

In der neunten Abtheilung des achten Kreises befinden sich alle Zwietrachtstifter und darunter denn auch die Sectirer, die selbständige Religionsparteien gestiftet haben, zu denen auch Muhamed gehört. Sie haben Eintracht und geistige oder gesellschaftliche Einheit vernichtet und zerrissen; so wird ihnen zur Strafe ihr Leib auch zerrissen und zerfleischt. Die Wunden heilen immer wieder zu, damit die Strafe sich erneuern könne.

Endlich ist der zehnte Schlund des achten Kreises erreicht. Er führt uns die Fälscher vor, aber mit ihnen zugleich auch Alchymisten, die wir schwerlich nach unseren Anschauungen in dieselbe Kategorie setzen würden. Weheklagen und Leichenduft bringt dem Eintretenden entgegen. Elend liegen die Armen hier auf einander geschichtet, an ekeln Krankheiten leidend. Andre kriechen auf allen Vieren, Andere gehen Schritt für Schritt, Andere stützen sich gegenseitig, und kratzen und schaben sich, ewig gequält von ihrem Aussatz. — Auch Münzfälscher sind hier, von Wassersucht geplagt; Wahrheitsfälscher, die am hitzigen Fieber leiden.

Als die beiden Wandrer nun den Damm des letzten Abgrundes verlassen, um in den neunten und untersten Kreis

zu kommen, vernehmen sie plötzlich den Schall eines Hornes von donnerähnlichem Getöse. Zugleich meint Dante in dem trüben Zwielichte hohe Thürme zu sehen. Aber was er gesehen, sind Riesen, die auf dem Boden des neunten Kreises stehen, mit ihrem Oberleibe aber über den Rand des achten Kreises sich erheben. Einer derselben nimmt auf Virgils Veranlassung beide Dichter und setzt sie zu seinen Füßen auf den Boden des neunten Kreises nieder.

Dieser Boden ist eine gewaltige Eisfläche, der Cocytus. Hier sind die Verräther eingefroren; hier ist das biblische „Heulen und Zähneklappen" verwirklicht, und die Kälte bringt Verzerrungen, Verstümmelungen und Schmerzen hervor. Einzelne Verräther sind zusammengefroren, anderen sind Glieder abgefroren. Aber selbst hier noch sind verschiedene Bezirke oder Unterabtheilungen. Der erste Bezirk ist Kaïna, nach dem Brudermörder Kain genannt; der zweite Antenora mit Vaterlandsverräthern angefüllt. Die Sünder haben in beiden Bezirken nur den Kopf über dem Wasser, der übrige Leib steckt im Eise.

„Die Zähne klapperten des Storches Weise,
Gesenkt der Blick, der Frosthauch aus dem Mund,
Und aus dem Auge that die Thräne kund
Die Qual der Brust, die Thräne gar von Eise."
(Braun, 32. Gesang.)

Und während sie hingehen durch Schädelfelder, so stößt Dante's Fuß ohne zu wissen und zu wollen auf solche eingefrorene Köpfe, deren Inhaber ihn wegen seiner Unbarmherzigkeit schelten. Es werden verschiedene Verräther namhaft gemacht, die zumeist dem damaligen Parteigetriebe angehören. Endlich sieht Dante zwei

Sünder, von denen der eine dem andern das Gehirn zernagt, und so sind wir zu einer der erschütterndsten und grausigsten Scenen der ganzen Dante'schen Hölle gekommen. Wir sind ja aber allerdings auch in nächster Nähe des Satanas selbst. Die beiden Sünder sind Ugolino und Ruggieri.

Ich habe oben schon darauf aufmerksam gemacht, wie Italien von Parteien zerrissen wurde. War dies an und für sich schon unheilvoll für Italien, so erreichte das Unheil dadurch erst seine Höhe, daß in den Parteien selbst Treue und Glauben verschwunden war. Das gegebene Wort wurde in der eigenen Partei nur gehalten, so lange es der Vortheil mit sich brachte. Fast in keiner Stadt Italiens war diese Unsittlichkeit weiter gediehen als in Pisa. Der zum Podesta dieser Stadt gewählte Graf Ugolino della Gherardesca verletzt verrätherischer Weise die Interessen der ihm anvertrauten Stadt, erweckt sich viel Feinde und verbindet sich gegen dieselben mit dem Erzbischof Ruggieri degli Ubaldini. Aber Ruggieri läßt sich wieder im Stillen von den Gegnern gewinnen, Ugolino wird mit seinen Söhnen und Enkeln nach langer tapferer Gegenwehr gefangen und in einen Thurm gesperrt. Nach mehr als neunmonatlicher Gefangenschaft wird der Thurm ganz verschlossen, die Schlüssel werden in den Arno geworfen, Ugolino ist mit den Seinen dem Hungertode preisgegeben. Diese entsetzliche That geschah im J. 1289, ihre Kunde erschütterte selbst verhärtete Gemüther, wie vielmehr den vier und zwanzigjährigen Dante. Wie tief sie sich seinem Gemüthe eingeprägt hatte, davon giebt das erschütternde Gemälde Zeugniß, das er uns im vorletzten Gesange der Hölle entwirft. Er führt den Ugolino selbst ein mit den Worten:

„Soll ich den grimmen Schmerz
Erneuern? Eh' ich noch davon erzähle,
Zermalmt das Angedenken schon mein Herz."

Ugolino erzählt:

„Ich hatt' aus einer engen Luk' im Erker
Des Thurms, der jetzt vom Hunger wird benannt,
Und der für Viele dienen wird zum Kerker,
Verschiedner Monde Wechsel schon erkannt,
Als einst im Schlaf der Zukunft Schleier rissen,
Und mein Geschick vor meinen Augen stand."

Er träumt nun, wie Ruggieri mit seinen Genossen ihn und die Kinder durch Hunde auf der Jagd verfolgen und zerfleischen läßt.

„Erwacht war ich vor Tages Anbruch kaum,
Da hört ich um mich her die Söhne weinen,
Und flehn um Brot in ihrem bangen Traum.
Denk', was mein ahnend Herz begann zu wähnen!
Wohl grausam bist du, wenn dich das nicht rührt;
Und weinst du hier nicht, was entlockt dir Thränen?
Schon tagt' es; unser Schlummer war dahin.
Die Stunde nahte, Speise zu empfangen,
Und jedem lag sein Traum noch schwer im Sinn.
Und einzeln hör' ich unter uns die Pforte
Des grausenvollen Thurms; drob schaut' ich starr
In's Antlitz meinen Söhnen ohne Worte.
Ich weinte nicht, also versteint' ich mich.
Sie aber weinten; mein Anselmo sagte:
„„Du blickst so, Vater lieb! was hast du? Sprich.""
Doch weint ich nicht, und sagt' auch nichts zu ihnen,
Den ganzen Tag, noch auch die Nacht darauf,
Bis wiederum der Welt die Sonn' erschienen.
Den bangen Kerker hatt' ein wenig Licht

Nunmehr erleuchtet: vierfach wiederholt
Sah' ich mein Leid auf jedem Angesicht.
Da biß ich beide Hände mir vor Wehe.
Sie glaubten, daß mich Gier nach Speise trieb,
Und fuhren schnell vom Lager in die Höhe,
Und sagten: „Minder wird es weh uns thun,
„Wenn du von uns dich nährst; du gabst uns, Vater,
„Dies arme Fleisch und Bein; nimm's wieder nun!"
Um sie zu schonen, wurd' ich still hierauf;
Wir blieben stumm den Tag und dann noch einen.
O Erde! warum thatst du dich nicht auf?
Gekommen war des vierten Tages Licht,
Als Gaddo mir sich vor die Füße streckte
Und rief: o Vater, warum hilfst du mir denn nicht?
Daselbst verschied er; von den andern allen
Sah' ich je einen, wie du hier mich siehst,
Am fünften und am sechsten Tage fallen.
Ich rief die Todten noch drei Tage lang,
Und tappte, blind schon, über jede Leiche,
Dann that der Hunger, was dem Schmerz mißlang.
(Schlegel, 33. Gesang.)

Die Wandrer treten in die Ptolemäa, den dritten Bezirk der Verräther, der die Freundesverräther enthält.

„Wir gingen nun zu einer andern Schaar,
Die, statt wie jene, sich hinabzukehren,
Das Antlitz aufwärts, eingefroren war.
Die Zähren selber hemmen hier die Zähren,
Drum wälzt der Schmerz, der nicht nach außen kann,
Sich ganz nach innen, um die Angst zu mehren.
Denn, was zuerst dem trüben Aug' entrann,
Das war zum Klumpen von Krystall verdichtet,
Und füllte ganz die Augenhöhlen an." (Streckf., 33. Gesang.)

Hier trifft der Dichter merkwürdiger Weise einen Sünder an, der in Wirklichkeit noch am Leben ist und sogar in Genua das Regiment führt. Dante straft also nicht bloß die Abgeschiedenen; er übt sein Richteramt selbst gegen die lebenden Verbrecher und wären es selbst mächtige Gewalthaber. Und in genialer Weise erklärt er die Möglichkeit, daß derselbe Mensch noch am Leben und zugleich in der Hölle sei dadurch, daß die wirkliche Seele unmittelbar nach dem schwarzen Verbrechen des verrätherischen Verwandtenmordes in die Hölle hinabgefahren sei, und daß gleichzeitig die Stelle dieser Seele in dem Leib auf der Erde ein Teufel einnehme.

Dante, der Flüchtige, von Ort zu Ort wandernde Verbannte, hatte den Muth, den Tyrannen seiner Zeit so ihr Urtheil zu sprechen.

Der letzte Bezirk des letzten Höllenkreises heißt Judecca (Giudecca), von Judas Ischarioth. Der Name allein spricht die Natur dieses Ortes aus. Er enthält die Sünder, die Verrath begangen haben an ihren Wohlthätern. Sie stecken ganz und gar im Eise fest und nur wie Splitter im Glase schimmern sie durch. Hier hört jede Lebensregung auf, jeder Ausdruck des Schmerzes oder der Reue. Sie sind vom Eise vollkommen erstarrt. Sie sind in nächster, unmittelbarster Nähe des Satanas selbst.

Das Eis tödtet alles Leben; der Tod aber ist der Sünde Sold. Die Sünde erkältet das Gemüth, das durchaus und schlechthin Böse tödtet die Seele. Von dem Satan also, dem Urbösen, rührt die erstarrende Kälte her.

Der Satan selbst bildet nun den Schlußpunkt des Ganzen und

als Urquell aller Sünde erscheint er auch als Inbegriff alles Gräßlichen und Häßlichen. Das Riesige seiner Gestalt überragt alle Vorstellung. Der Kopf enthält drei Gesichter (das mittelste blutroth, das rechts blaßgelb, das dritte schwarz), darunter drei Flügelpaare, die den eisigen Alles erstarrenden Wind erzeugen. In jedem der Rachen hat er einen Sünder, den er zerfleischt und zerkrallt, den Judas Ischarioth in dem mittelsten Rachen, als den Verräther dessen, der nicht blos in seiner menschlichen Gestalt sein persönlicher Wohlthäter, sondern auch der Wohlthäter, der Heiland der Menschheit gewesen. In den beiden anderen Rachen hat er Brutus und Cassius, die Mörder Cäsars, also auch Verräther dessen, der zunächst ihr persönlicher Wohlthäter, dann aber auch Wohlthäter der Menschheit gewesen, da er nach Dante's Auffassung von der Kaiseridee durch Gründung des römischen Kaiserthums eine göttliche Mission gehabt habe. — So ist Satan das höllische Gegenbild der Dreieinigkeit.

Dante hat nunmehr die ganze Hölle durchwandert. Er hat alle Abstufungen der Sünde gesehen bis zum Urbösen hin, er hat alle Büßungen, Schrecknisse und Qualen der Hölle kennen gelernt. Er hat an sich Alles selbst mit durchlebt, in die Natur jeder Sünde sich versenkt und ist, in der Theorie wenigstens, böse mit dem Bösen geworden. Aber gerade diese tiefe Erkenntniß des Wesens aller Sünde führt zur Reinigung des Gemüths, der Läuterungsprozeß beginnt, um die Seele, wenn sie alle Schlacken des Bösen abgeworfen hat, zum Schauen Gottes zu führen.

---

2. Das Fegefeuer (Reinigungsberg.)

Die Erkenntniß der Sünde bildet die Vorbedingung aller Besserung. Ist die Erkenntniß nicht blos die Erkenntniß eines einzelnen Unrechts, umfaßt sie das innerste Wesen der Sünde, hat die Seele in den grausigen Abgrund der Vernichtung geschaut, ist das Gemüth erbebt in seinem Innersten bei dem Gedanken der inneren „Auflösung,“ ist es ergriffen von den Qualen der Hölle, d. h. hat das Gewissen mit Donnerstimme gesprochen, — so ist der erste Schritt geschehen zur Besserung, es beginnt die Reinigung der Seele.

Lucifer, der Satanas, war von Gott in den Mittelpunkt der Erde hinabgeschleudert worden. Der Spalt, durch den er hinabgefahren, blieb. Das Meer war aber zurückgetreten und am Eingange des Spaltes hatte sich ein hoher Berg erhoben, der somit der heiligen Stadt Jerusalem auf der andern Halbkugel der Erde gegenüber lag. (Man erinnere sich, daß Dante zu Anfang des 14. Jahrhunderts dichtete, also fast zwei Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerika's.)

Virgil gleitet mit dem sich an ihn klammernden Dante an dem Körper des Satan hinab; dann plötzlich wendet er sich, beide klimmen den Spalt empor, bis sie endlich auf der andern Seite der Erde herauskommen und die Sterne wieder erblicken.

Damit hatte der erste Theil der Dichtung, „die Hölle“, geschlossen. Gleich die ersten Worte des zweiten Theiles, „das Fegefeuer“, schlagen einen anderen, milden Ton an. Wir treten ja in eine neue Welt ein. Wir waren bis jetzt in dem

Bereiche des Todes, jetzt betreten wir wieder das Reich des Lebens, und lebensfrisch klingen uns die Worte des Dichters entgegen.

„Orientalisch süße Saphirbläue,
Die sich ergoß dem Blick in heiterm Duft
Bis zu dem ersten Kreis hin durch die Luft,
Gab meinem Auge Freud' und Wonn' aufs Neue,
Sobald ich stieg empor aus jener Gruft,
Aus jenen Todeslüften, die mit Schatten
Des Schmerzes Aug' und Herz umdüstert hatten.
Der schöne Stern, der zu der Liebe ruft,
Er ließ erlächeln ganz des Ostens Ferne." (Braun.)

Die beiden Dichter sind auf einem Eilande angekommen, dem einzigen, welches in der anderen Hemisphäre sich befindet, und welches den Reinigungsberg trägt. Aehnlich wie die Hölle spitzt sich der Reinigungsberg zu, die Hölle trichterförmig in die Erde hinein, der Reinigungsberg über der Erde kegelförmig. Aehnlich wie in der Hölle treffen die Wandrer auch hier auf eine Schaar von ankommenden Seelen. Aber welch ein Unterschied! Dort führte sie der schreckliche Charon über den Acheron, hier ein Cherub durch die Luft. Dort ertönt Geschrei und Geseufz, hier singt die Schaar einen Psalm.

Die beiden Wandrer fangen nun an den Berg der Reinigung, der sich vor ihnen erhebt, zu erklimmen. Die Analogie mit der Hölle wird hier weiter durchgeführt. In der Hölle waren neun große Abtheilungen, und vor denselben noch die Vorhölle. Der Reinigungsberg hat eine ähnliche Eintheilung, nur ist die Zahl der Abtheilungen nicht neun, sondern sieben. Aber vor diesen sieben Kreisen der Reinigung befindet sich auch ein der Vorhölle

entsprechender Raum. Befanden sich in der Vorhölle diejenigen, denen es im Leben an Entschiedenheit gefehlt hatte wie zum Guten so zum Bösen, so befinden sich in dem Vorraume der Reinigung diejenigen, denen es auch an Entschiedenheit im Christenthum gefehlt, da sie den Weg der Besserung nur langsam betreten und sich den Heilsforderungen gegenüber lau und nachlässig bewiesen haben.

In der Hölle nahm mit jedem Kreise nach der Spitze hin auch die Sündhaftigkeit zu, das Böse wächst in sich selbst und durch sich selbst. Psychologisch und dogmatisch vollständig richtig ist es, wenn der Reinigungsproceß eben so stufenweise vor sich geht, natürlich in umgekehrter Richtung, die Sündhaftigkeit der Seele also nach der Spitze des Berges zu abnimmt.

In dem Vorraume finden unsere Wanderer zuerst die Seelen derer, die in dem Kirchenbanne gestorben sind. Der Kirchenbann ist nach damaliger Anschauung ein Beweis für die Lauigkeit der religiösen Gesinnung. Die Seelen müssen hier dreißig mal so lange weilen, als die Zeit des Kirchenbannes selbst gewährt hat, es sei denn, daß fromme Fürbitten die Zeit abkürzen.

Aber der Vorraum birgt noch andere Gattungen lauer Christen. Es sind zunächst diejenigen, die ihre Bekehrung bis zum Tode aufgeschoben haben. Dann diejenigen, die gewaltsam gestorben sind und Sünden bis zum letzten Hauch geübt haben, die aber wenigstens im Augenblick des Todes sich umgewandelt haben.

„Im Tod von Himmelsglanz umwallt,
Verstarben wir, bereuend und verzeihend,
Und fühlten Gottes Frieden.“ (Streckf.)

Der Vorraum ist reich gefüllt in seinen Abstufungen und

unser Dichter hat vielfache Gelegenheit, auf Persönlichkeiten seiner Zeit einzugehen, zu zürnen, zu strafen, aber auch Anerkennung auszusprechen. Er findet Veranlassung, gegen Italien eine zornvolle Strafrede zu halten und darin wieder seine politische Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen.

Das Ersteigen des Berges der Reinigung macht unseren Wanderern große Mühe und Beschwerde, so daß Dante oft ermüdet und des Zuspruchs und der Unterstützung bedarf. Als der Vorraum durchwandert ist, wird Dante während eines Traumes durch eine überirdische Macht, die in der Person der Lucia ihm gesendet wird, weiter den Berg hinaufgetragen. Virgil folgt ihm zu Fuß nach. Beide kommen nun an eine Pforte, zu der drei Stufen hinauf führen.

Wie in der Hölle die Eingangspforte bedeutsam war und durch die großartige Inschrift ausgezeichnet wurde, so erscheint auch jetzt diese Pforte, die den Eingang bildet in die eigentliche Büßungswelt, als eine ungewöhnliche und bedeutsame. Schon die drei Stufen, die zu ihr führen, sind von besonderer Eigenthümlichkeit. Sie sind von verschiedener Farbe.

„Die erste Stufe war
Weiß, marmorn und von solcher Glätt' und Reine,
Daß sie mich treu abspiegelte und wahr.
Die zweite war von schwärzlichrothem Scheine,
Dabei zwar rauh und angefärbt von Gluth,
Und lang und quer geborsten das Gesteine.
Die dritte, die auf dieser zweiten ruht'
Schien Porphyr und von flammenrother Helle,
So wie wenn aus den Adern springt das Blut."

(Kannegießer, 9. Ges.)

Die erste Stufe ist die der klaren Selbsterkenntniß und des auf der Selbsterkenntniß ruhenden vollständigen Bekenntnisses. Die zweite Stufe ist die der Reue und Zerknirschung, des innersten Seelenschmerzes, in der das Herz zerspringen und zerreißen möchte. Die dritte Stufe ist die der Genugthuung, in welcher die aus der Selbsterkenntniß entsprungene Reue zur opferfreudigen That wird, in der der reuige Sünder freudig als Märtyrer sein Herzblut öffnet.

Auf der obersten Stufe ruhen die Füße des Pförtners, der in tiefem, ernsten Schweigen mit einem blitzenden Schwerte in der Hand auf diamantener Schwelle sitzt. Er fragt die beiden Wanderer nach dem Grunde ihres Kommens und ruft ihnen, als er denselben erfahren, die ermunternden Worte zu:

„So mögt ihr denn durch sie (die Pforte) zum Heile zieh'n;
Kommt, schreitet weiter vor zu unsern Stufen." (Streckf.)

Wie anders klingen diese Worte als die des Höllenthores! Dieser Pförtner ist die Kirche, oder der Priester, Papst, als Repräsentant der Kirche.

Dante bittet ihn um Einlaß.

„Mit seines Schwertes scharfer Spitze strich
Er sieben P auf meine Stirn und machte
Sie wund und sprach: Dort drinnen wasche dich.
Noch, wenn ich Asch' und Erdenstaub betrachte,
Seh' ich des Kleides Farb', aus welcher er
Mit seiner Hand hervor zwei Schlüssel brachte.
Von Gold war dieser und von Silber der. (Streckf. 9. Ges.)

Die sieben P, die der Pförtner auf Dante's Stirn hier zeichnet, sind die sieben Hauptarten von Sünden (P ist der Anfangsbuchstabe von Peccatum d. h. Sünde.) Sie ver-

schwinden nachher wieder von Dante's Stirn eins nach dem andern, so wie er durch die sieben Hauptabtheilungen des eigentlichen Fegefeuers wandert und somit sich von jeder dieser Sünden reinigt. Denn es ist festzuhalten, daß auch hier überall wieder Dante als Collectivperson, als Repräsentant der ganzen Menschheit erscheint. Seine Wanderung durch die Büßungswelt auf dem Reinigungsberge, durch das Fegefeuer, ist der sittliche Reinigungsproceß, den nicht bloß das Individuum Dante hiermit durchmacht, den der Mensch überhaupt zu vollziehen hat.

Wenn der Engel hier an der Eingangspforte ein aschfarbenes Gewand trägt, so ist dies das einfache, bescheidene Wesen, welches der Priester auch in seiner äußeren Erscheinung schon kund thun soll. Die beiden Schlüssel, mit denen er die Pforte öffnet, von denen er dem goldenen an und für sich einen höheren Werth beilegt, während er für den Gebrauch des silbernen mehr Verstand und Kunst in Anspruch nimmt, sind die beiden für das geistliche Amt nothwendigen Bedingungen des Glaubens und der theologischen Wissenschaft.

Sobald nun das Thor geöffnet ist, schallen unseren Wanderern süße Töne entgegen.

Die Wandrer treten in das Gebiet des eigentlichen Fegefeuers ein und finden in dem ersten Kreise desselben die Hochmüthigen, die ihren Hochmuth abbüßen. Sie haben auf Erden ihren Kopf zu hoch getragen, jetzt gehen sie dafür unter schweren Lasten gekrümmt und so tief mit dem Kopfe zur Erde gebückt, daß Dante sie anfangs nicht einmal als menschliche Gestalten erkennen kann. Sie schreiten langsam einher und beten für sich und für andere ein Vaterunser, das unter unseres Dichters Hand eine

zu schöne Form gewonnen hat, um es hier nicht ganz mitzutheilen.

„O Vater Unser, in den Himmeln wohnend,
Du, nimmer zwar von ihrer Schrank' umkreist,
Doch lieber bei den ersten Werken thronend,
Es preise deinen Namen, deinen Geist,
Was lebt, weil deinem süßen Hauch hienieden
Der Mensch nur würdig dankt, wenn er ihn preist.
Zu uns, Herr, komme deines Reiches Frieden,
Den keiner je durch eigne Kraft errang,
Und der zu uns nur kommt, von dir beschieden.
Gleich wie die Engel beim Hosiannahsang
Ihr Wollen auf das deine nur beschränken,
So opfre dir der Mensch des Herzens Drang.
Woll' unser täglich Manna heut uns schenken;
Zurückgehn ohnedies auf rauhe Bahn
Die, so am meisten vorzuschreiten denken.
Wie wir, was andere Böses uns gethan,
Verzeih'n, o so verzeih' uns du in Hulden,
Und sieh nicht das, was wir verdienen, an.
Nicht laß die schwanke Kraft Versuchung dulden
Vom alten Feinde, sondern mache los
Von ihm, daß Arglist reizt zu Sünd' und Schulden.
Für uns nicht, theurer Herr, für jene bloß
Geschieht, thut Noth die letzte dieser Bitten,
Die dort noch sind in unentschiednem Loos."

(Streckf. 11. Ges.)

Die Dichter wandern weiter und hören wieder süß tönende Stimmen.

Laut klang's, indem ich dort mich aufwärts wand,
„Den geistlich Armen Heil" — mit einem Sange,
Wie ich so süß noch keinen je empfand.

Wie anders war es hier, als bei dem Gange
Durchs Höllenreich. Bei Liedern klomm ich auf,
Und dort hinab bei wildem Jammerklange. (Streckf.)

Das Erklimmen der Stiegen wird unserem Dichter jetzt leichter als vorher der leichteste Lauf auf ebener Bahn. Der Grund ist, wie er von Virgil erfährt, der, daß ihm in dem ersten Kreis des Fegefeuers das erste P weggelöscht ist. Wenn die anderen P, die jetzt schon zu erbleichen anfangen, vollständig erloschen,

„Dann wird den Fuß dein Streben überwinden,
So daß ihm Klimmen keine Mühe macht,
Ja, Wonne wird er dann im Steigen finden.“ (Streckf.)

Der zweite Absatz des Fegefeuerberges ist der Büßungsort für die Neidischen. Die Felsen hierselbst sind schwarzgelb. Die Wanderer hören hier Stimmen, die nur Worte der Liebe und hingebender Freundschaft erklingen lassen, wie das Wort Christi „Liebet eure Feinde.“ Die Neidischen aber tragen Mäntel, „die so grau wie Felsen waren.“ Durch ihre Augenlieder ist Draht gebohrt.

Der Neid ist lieblos und blickt scheele Blicke auf den Nächsten, der irgend eines Vorzuges sich erfreuen möchte. Hier in der Büßungswelt büßt der Neid, indem ihm nur Liebe gepredigt wird; die Nichtigkeit der Dinge, die das neidische Gefühl erweckt haben, zeigt sich in dem aschgrauen Gewande, das alle gleichmäßig tragen; das Scheelsehen wird durch den Draht gestraft. Die in der Läuterung begriffenen Seelen haben schon so viel gewonnen, daß sie sich gegenseitig stützen, daß also die Liebe schon den Neid austreibt.

Der dritte Kreis des Fegefeuers enthält die Zornigen. Die ganze Sphäre hier ist von dichtestem Rauche erfüllt.

„Das Schwarz der Höll' und einer Nacht, durchfunkelt
Nicht von des ärmsten Himmels bleichstem Schein,
Vom dichtesten der Nebel rings umdunkelt,
Nie schloß es mich in gröbern Schleier ein,
Als jener Rauch, der dorten uns umflossen;
Nie schien es mir so schmerzlich rauh zu sein.
Nicht konnt' ich steh'n, die Augen unverschlossen."

(Streckf. 16. Ges.)

Der Zorn verdunkelt der Seele freien Blick. Die Hitze des Zornes ist das Feuer, das den Rauch, die volle Verdunkelung der Seele erzeugt.

Einer der Schatten bittet den Dante, für ihn zu beten, wie in ähnlicher Weise schon in den beiden früheren Kreisen Bitten an ihn gerichtet sind. Dante erbittet sich dafür von demselben Aufschluß darüber, daß auf Erden so wenig Tugend, so viel Bosheit zu finden sei. Der Schatten tritt nun in seiner Antwort der so häufig ausgesprochenen Meinung entgegen, es sei ja Alles Bestimmung, das Schicksal der Menschen, also auch ihr Thun und Lassen, sei schon vorher in den Sternen zu lesen. Diesem Fatalismus, der auch heute noch so oft vorkommt, wenn auch nicht in der rohen Form des astrologischen Aberglaubens, bekämpft Dante mit Entschiedenheit.

Die junge Seele komme rein aus der Hand des Schöpfers, aber sie wende sich dahin, wo sie Freuden erwarte. Drum sei das Gesetz nöthig in der Welt. Aber auch ein Hüter der Gesetze sei nöthig, eine Leitung der Welt im Wege des Gesetzes.

„Nicht die Natur ist ruchlos und verkehrt,
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert." (Streckf.)

Rom habe, als es die Welt beglückte, zwei solcher Herrscher gehabt, den einen zur Ausführung des weltlichen, den anderen zur Ausführung des göttlichen oder kirchlichen Gesetzes. Aber das Glück der Welt habe aufgehört, da der kirchliche Herrscher auch das weltliche Regiment an sich gerissen habe.

„Roms Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
In Koth, besudelnd sich und ihre Bürde." (Streckf. 16. Ges.)

Ein Engel mahnt unsere Dichter, ihre Wanderung fortzusetzen. Wie sie die erste Stufe nach oben hin betreten, fühlt Dante

ein Weh'n, wie von bewegten Schwingen,
Im Angesicht, und laut erklang's:
„Heil den Friedfertigen, die den Zorn bezwingen." (Streckf. 17.)

Als nun die Wanderer zu dem vierten Abschnitte kommen und ihnen nicht, wie früher, Stimmen entgegen schallen, aus denen sie auf die Natur der Bewohner dieser Sphäre schließen könnten, so erklärte Virgil zunächst, daß hier die in Pflichterfüllung Trägen sich befinden. Es giebt ihm dies Veranlassung, eine ziemlich ausführliche Theorie über die Sünde aufzustellen, wobei er das Entstehen der verschiedenen Neigungen und Leidenschaften besonders ins Auge faßt, die Sünden wieder von allgemeinen Gesichtspunkten aus classificirt und dabei den Grundgedanken überall verfolgt, daß da dem Menschen Vernunft und Willensfreiheit gegeben sei, er auch für seine Handlungen verantwortlich sei. Diese Auseinandersetzungen wie später noch viele andere, gehen über das Gebiet der Poesie hinaus und werden philosophische Erörterungen. Wir können uns daher um so mehr begnügen, hier nur die Summa ihres Inhalts kurz angegeben zu haben.

Bevor die Wanderer in den fünften Kreis übergehen, hat Dante einen Traum, in welchem ihm ein Weib erscheint von außerordentlicher Häßlichkeit,

„Kalkweiß, verstümmelt, stotternd, krumm gebückt
Und schielend seh' ich sie die Augen drehen." (Streckf.)

Bald aber gewinnt sie Reize und erklärt sich für die Süßeste der Sirenen.

„Ich bins, durch die vom Weg der Schiffer schweift;
Denn wer mich hört, ist voll des Wonnedranges.
Mir folgt Ulyß, der lang umhergestreift,
Und wie Entzücken ihn und Wollust kirren,
Verläßt mich keiner, der mich ganz begreift." (Streckf.)

Das Weib repräsentirt die „falsche Glückseligkeit", die ihr Wesen in der Befriedigung sinnlicher Begierden hat, in Geiz, Schwelgerei, Wollust. Sie erscheinen dem in Sinnlichkeit befangenen Menschen voller Reize, verlocken ihn und verderben ihn. Der geläuterte Mensch erkennt ihre natürliche Häßlichkeit. Diese Erkenntniß wird unserem Dichter noch klarer, als ein anderes, aber heiliges Weib erschien, um jene in ihrer wahren Natur dem Suchenden zu zeigen.

Sie kommen in dem fünften Kreise an.

„Da lagen Leute, die sich weinend plagten,
Das Auge ganz hinab gewandt, am Grund.
„„Ach! meine Seele klebt am Staube!""
Klagten sie all' und ihrer Seufzer laut Getön,
Es ließ mich kaum vernehmen, was sie sagten."
(Streckf. 19. Ges.)

Die Worte, die sie eben vernehmen ließen, sind Psalmenworte. Die aber so sprechen und hier liegen, sind die Geizigen.

Die Art der Strafe charakterisirt die Sünde, für welche die läuternde Strafe eintritt.

Dante findet hier unter den Büßenden auch wiederum einen Papst, Hadrian V., mit dem er sich unterhält. Also auch in dieser Kategorie von Sünden abermals ein Papst. Dante führt die strafbaren Päpste vor, nicht um die Würde des Papstthums zu erniedrigen, sondern nur um die unwürdigen Inhaber der Würde zu züchtigen. Wie sehr er die Würde selbst noch in dem unwürdigen Inhaber ehrte, zeigt er gerade hier, wo er noch vor dem Papste niederknieen will, bis dieser es ihm verbietet.

Aber auch weltliche Herrscher erliegen dieser Sünde des Geizes und der Habsucht. So Hugo Capet, der Gründer der Königsdynastie, die bis zur Revolution in Frankreich geherrscht hat. Dieser französische Herrscherstamm bekommt nun von Dante nicht viel Freundliches zu hören. Dante sieht keinen rettenden Engel für Italien in dem französischen Monarchen. Er ist es vielmehr, der durch seine Intriguen das Papstthum dem Kaiserthum gegenüber stützt und somit der Danteschen Kaiseridee unmittelbar entgegen arbeitet. Hugo Capet stellt hier eine förmliche Verbrecherliste seiner Nachkommen auf.

Die Büßenden haben übrigens hier Tag und Nacht. Bei Tage preisen sie in Gebeten die Armuth und Genügsamkeit und führen ruhmwürdige Beispiele an, bei Nacht aber schelten sie gegen diejenigen, die von Habgier erfüllt gewesen und so zu Schandthaten getrieben sind.

Mitten in seiner Wanderung wird Dante plötzlich erschreckt, der ganze Berg erbebt heftig, ein lautes Geschrei ertönt. Virgil beruhigt ihn wieder, ein herankommender Schatten giebt Auflä-

rung über diese Art Erdbeben. Dieser Berg stehe nicht mehr unter den physischen Gesetzen, die sonst auf der Erde ihre Geltung haben; hier sei weder Hagel, noch Schnee, noch Regen, Reif oder Thau, Gewölk oder Blitz. Das Alles ende mit der Eingangspforte in das eigentliche Fegefeuer. Das Erdbeben hier habe keine physische, sondern eine moralische Veranlassung.

„Der Berg erbebt, wenn eine Seele frei
Sich fühlt und aufsteigt, oder doch nach oben
Empor will, dann erfolgt auch jener Schrei." (Kannegießer.)

Der Wille sei zwar gewöhnlich schon längst vorhanden, sei aber von der Lust noch geschwächt und erst, wenn er hinlänglich erstarkt, erhebe sich die gereinigte Seele. Der Schatten, der diese Aufklärung gegeben, fügt hinzu, daß er selbst hier 500 Jahre gelegen und erst jüngst die Kraft erhalten habe sich zu erheben. Er giebt sich dann als die Seele des späteren römischen Dichters Statius zu erkennen, der den Virgil selbst sich zum Muster genommen hatte.

In dem sechsten Kreise finden die Dichter, von jetzt an in Begleitung des Statius, also zu dreien, einen Wunderbaum „mit lieblich riechenden und schönen Früchten." Dann rauschte vom hohen Fels ein glänzend klarer Fluß auf den Baum herab. „Und eine Stimme ließ im Baum sich hören, die rief: „Gar theuer ist hier der Genuß." Hier werden nehmlich die Schwelger und Schlemmer gestraft, indem sie sich ganz in der Lage des Tantalus befinden, im Anschauen der lieblichsten Früchte und des erquicklichsten Wassers Hunger und Durst leiden zu müssen.

Auf der siebenten Höhe, dem letzten Aufenthalt der Marter, brennen Flammen aus dem Berge heraus. Ein Wind vom Rande

treibt die Flammen zurück und läßt zum Gehen nur schmale Kanten. Mitten in den Flammen ertönen Loblieder, und Geister gleiten durch das Feuer. Es sind die Unkeuschen, die ihre Schuld büßen durch Verherrlichung der sittlich Reinen.

Ein Engel erscheint und erklärt, daß die Wanderung jetzt nicht anders fortgesetzt werden könne, als durch die Flammen hindurch. Dante erschrickt, Virgil aber ermuthigt ihn wieder durch die Versicherung, daß jenseit des Feuers Beatrice seiner harre. Sie treten in die Flammen,

„doch Glas geschmolzen könnte,
Verglichen dieser Glut, als Kühlung taugen:
So ganz unmäßig war's, daß diese brennte." (Kannegießer.)

Sie schreiten dennoch durch die Flammen unversehrt hindurch und wandern dem Gipfel des Berges zu. Aber bevor sie denselben erreichen können, sinkt die Sonne, so daß die Wanderer auf den einzelnen Stufen des Berges sich zur Ruhe niederlassen. Es umfängt sie der Schlaf.

Im Traume erscheint dem Dante Lea, die sich mit ihrer Schwester vergleichend sagt:

„Ich finde Wonn' im Thun, sie im Betrachten." (Schlegel.)

womit die beiden Seiten der wahren Gottesverehrung bezeichnet sein sollen, die der werkthätigen Liebe wie die Forschens in Gott und göttlichen Dingen.

Als die Dichter auf dem Gipfel angekommen sind, verkündet Virgil dem Dante, daß er nun nicht weiter ihm Führer sein könne.

„Nun bist du hier,
Wo ich, aus mir, nichts weiter mag erkennen." (Schlegel.)

Er will Dante jetzt seiner eigenen Führung überlassen.

„Mit Kunst und Wissen führt ich dich bisher,

Nimm deinen Willen jetzo zum Genossen;
Die Bahn ist nicht mehr eng, von Klippen leer.
Nichts kann ich mehr bezeichnen, nichts dir künden,
Dein eigner Will' ist frei und recht und gut:
Befolg ihn dreist, laß jeden Zweifel schwinden." (Kannegießer.)

So ist also durch die Wanderung auf dem Reinigungsberge auch der Reinigungs- und Läuterungsprozeß an Dante selbst vollzogen, er kann nunmehr der Führung Virgils, das ist der menschlichen, von Menschen ihm kommenden Weisheit entbehren; er ist auf der Höhe des Berges der Läuterung angekommen.

Hier ist nun wonnige Natur. Duftige Auen mit frischem, dichten Grün; ein schattiger Wald, in dessen Wipfeln muntere Vögel, die mit voller Lust den Morgen begrüßen.

Dante wandert dort, bis er von einem Bächlein sich aufgehalten sieht, an dessen anderem Ufer ein holdes Weib ihm erscheint. Es ist Mathildis, die unserem Dichter Aufschluß über diese Sphäre giebt, es sei das ursprüngliche irdische Paradies, die Wiege des Menschengeschlechtes, ursprünglich ja auch für den Menschen bestimmt, durch seine Schuld aber verloren gegangen. Das Wasser fließe hier aus einer nie versiegenden Quelle, theile sich in die beiden Arme Lethe, welche die Erinnerung an begangene Sünden tilge und Eunoe, welche die Erinnerung an gute Thaten wieder wach rufe.

Dante vernimmt süßes Tönen in heller Luft und wird so von Wonne erfüllt, daß er auf Urmutter Eva schilt, durch deren Schuld die Menschheit der Wonnen des Paradieses verloren gegangen. Nun erscheinen sieben Leuchter mit flammenden Lichtern, das Hosiannah erschallt. Virgil blickt starr.

Hier tritt nun eine Reihe von Bildern ein, deren Motive zum Theil dem Alten Testamente entlehnt sind. Ihr Zweck ist symbolische Darstellung der christlichen Heilsordnung.

Die Lichter der sieben Leuchter spiegeln sich in der Luft in den Regenbogenfarben ab. Hinter den Leuchtern erscheinen vier- und zwanzig Greise paarweise, mit Lilien bekränzt und singend. — Die sieben Leuchter werden als die sieben Gnadengaben des heiligen Geistes ausgelegt, die ausstrahlenden Lichter aber als die sieben Sacramente der katholischen Kirche. Die vier- und zwanzig Greise aber sollen die Bücher des Alten Testaments sein.

Hinter den Greisen werden vier Thiergestalten sichtbar, die vier Evangelisten, grün geschmückt. Der weiße Lilienschmuck jener Greise sollte auf die Reinheit der Lehre hinweisen, der grüne Schmuck der Evangelisten darauf, daß ihr Evangelium ewig grünen werde.

Ein zweirädriger Wagen wird von einem Greife gezogen, dessen beide Flügel von Gold sich bis zu unabsehbarer Höhe emporheben nach den sieben Lichtstreifen zu. Der Triumphwagen ist die Kirche, die auf den beiden Rädern des Alten und des Neuen Testaments ruht; der Greif ist Christus selbst, dessen gedoppelte Natur durch die halb aus Löwe halb aus Vogel bestehende Figur des Greifen dargestellt wird. Seine Flügel sind die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit.

Zur Seite des rechten Rades tanzen drei Frauen, zur Seite des linken Rades vier. Jene sind die drei sogenannten „theologischen" Tugenden, die ihre Wurzel im Neuen Testament haben, Glaube, Liebe, Hoffnung, in die symbolischen Farben weiß, roth und grün gekleidet. Die vier Frauen zur Linken sind die so-

genannten „Cardinaltugenden", zu denen schon das Alte Testament verhelfen kann, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit und Mäßigkeit. Sie sind in Purpur gekleidet, wohl weil die Liebe als die Quelle jeder Tugend angesehen wird.

Es folgen sieben weiß gekleidete Greise, die Verfasser der Schriften des Neuen Testaments, mit Rosen geschmückt. Das Weiß der Gewandung deutet wieder auf die Reinheit der Lehre, die Rose wieder auf die christliche Liebe.

Der Wagen steht vor Dante still, der ganze Zug aber bildet die Gestalt des Kreuzes. Jetzt erscheint Beatrice in einer Blumenwolke. Ihre Gewänder zeigen wieder die italienische Tricolore, grün, weiß, roth, hier aber wie vorher schon als die symbolischen Farben der drei theologischen Tugenden.

Dante wird von alter Liebe zu ihr ergriffen, er sucht Virgil, aber Virgil hat ihn schon verlassen. Jetzt redet Beatrice selbst ihn an.

„Grausame Güte war in ihrem Ton." (Schlegel, 30. Ges.)

Sie fragt ihn, ob er sich jetzt würdig fühle zum Eintritt ins Paradies. Er schweigt. Da ertönen Engelstimmen, sie bitten für ihn. Dante's gepreßtes Herz hat jetzt nur die Sprache der Thränen.

„Ich war thränenlos und ohne Stöhnen,
Eh' Jene sangen, deren Lieder stets
Accorde mit den ew'gen Sphären tönen,
Doch als ich in den süßen Melodien
Ihr Mitleid so vernahm, als ob sie sagten:
O holdes Weib, warum zermalmst du ihn?
Da ward der Frost, der rings mein Herz umschlossen,
Zu Hauch und Thau, die aus beklommner Brust
Sich nun durch Mund und Auge frei ergossen." (Schlegel.)

Beatrice spricht zu dem Engel, daß Dante war

> „Berufen und bestimmt, sich wunderbar
> Hervorzuthun in jedem edlen Streben. (Schlegel.)

In seiner Jugend habe sie ihn auf guter Bahn erhalten; nach ihrem Tode aber sei er gesunken. Ihn zu retten, sei sie selbst hinab gestiegen und habe Virgil veranlaßt, ihn durch die Hölle und das Reich der Reinigung zu führen.

> „Er fiel so tief, daß alle Mittel nun
> Ihn nicht mehr retten konnten, außer dieses,
> Ihm der Verworfnen Wohnung aufzuthun.“ (Schlegel.)

Dante bestätigt die Wahrheit der Worte Beatricens.

> „Halb mocht' ich fürchten mich und halb mich schämen,
> So war ein Ja denn meinem Mund entflogen,
> Mit Augen mehr als Ohren zu vernehmen.“ (Kannegieß.)

Dante sinkt, von Reue und Gewissensbissen besiegt, zur Erde. Jetzt ist seine Prüfung vollendet. Er trinkt von dem Wasser des Flusses, an dessen Ufern ein süßer Gesang ertönt. Er wird zu dem Greif geführt. Beatrice schaut auf den Greif, Dante schaut auf Beatrice. In ihren Augen erblickt er das Bild des Greifen. Beatrice entschleiert sich, sie erscheint erst jetzt in ihrer ganzen Schönheit und Herrlichkeit.

Es folgen nun noch einige Bilder, die sich auf die Erschütterungen der christlichen Kirche beziehen. Dann trinkt Dante aus dem zweiten Arme des Paradieseswassers, Eunoe, und erhält so die letzte Weihe, von dem irdischen in das himmlische Paradies sich zu erheben.

---

3. Paradies.

„Ich kehrte von den heil'gen Wellen wieder,
Wie junge Pflanzen mit verjüngten Sprossen,
Voll Jugendkraft die neugebornen Glieder,
Zum Sonnenflug geweihet und entschlossen. (Schlegel.)

Beatrice und Dante schauen zur Sonne empor. Beatrice ist ganz in Schauen versenkt, Dante blickt auf sie hin und gewinnt dadurch neue Kraft, in die himmlischen Sphären zu blicken. Er fühlt sich neu geschaffen. Er hört Harmonien tönen, wird überall von Licht umflossen.

„Ein großer Theil der Feste stand
So weit kein See auf Erden sich verbreitet,
Vom Strahl der Sonne wie im lichten Brand." (Schlegel.)

Es erwächst in Dante der lebhafte Wunsch, die Quelle zu erkennen dieses strahlenden Lichtes, dieser tönenden Harmonien. Beatrice erklärt darauf, er irre, wenn er meine, daß er noch auf Erden, oder in dem irdischen Paradiese, auf dem Gipfel des Reinigungsberges, sich befinde. Auf seine Verwunderung, wie er habe in die Lüfte emporsteigen können, belehrt ihn Beatrice, daß die ganze Welt durch bestimmte göttliche Gesetze zusammengehalten und regiert werde, und daß er in Folge solcher Gesetze eben so empor gestiegen sei, wie das Wasser herab fließe, die Flamme aber aufsteige.

Wie wir in der Hölle und im Fegefeuer Abstufungen fanden, eine Art Rangordnung und Gruppirung in verschiedene Kreise und Abtheilungen, so sehen wir im Paradiese eine ähnliche Gruppirung wiederkehren. Hier ist die Eintheilung in zehn Himmels-

sphären, von denen die sieben ersten den sieben damals bekannten Planeten entsprechen, worauf dann noch die eigentlichen drei Himmel folgen.

Dante von Beatrice geführt gelangt nun in die erste Himmels- oder Paradiesessphäre, die ist der **Mond**. Hier erhält er einen Aufschluß darüber, wie es möglich sei, daß in dem Paradiese, dem Sitze der Seligen, es noch verschiedene Abstufungen geben könne. Es sei dies keine Abstufung in dem Maße und in dem Gefühle der Seligkeit. Die Seligkeit sei in allen Sphären eine vollkommne, denn einem jeden genüge die seine und sie entspreche dem Maße seiner **Empfindungsfähigkeit**. Die Bewohner einer niederen Sphäre verlangen nicht nach höheren Kreisen.

„Jetzt ward mir's klar, es ist, wo man auch weilet,
Im Himmel allenthalben Paradies,
Ist ungleich auch der Gnaden Strom vertheilet."

(Kannegießer, 3. Ges.)

Die Wesen, denen die erste Paradiesessphäre als Aufenthaltsort zugewiesen ist, sind solche, die in ihrem Erdenleben durch äußeren Zwang verhindert worden sind, fromme Gelübde vollständig auszuführen. Sie erscheinen unserem Dichter hier zuerst als Bilder, als „sprechlustige Gesichter", so luftig, so körperlos wie Bilder im Wasserspiegel. Die Unterhaltung mit einem dieser Wesen giebt Beatrice Veranlassung, Dante ausführlich zu belehren über die Natur des freien Willens, über die Beschränkung desselben durch äußern Zwang, durch Gelübde, so wie über die Grenzen der Verpflichtung zur Erfüllung von Gelübden.

Als Beatrice und Dante spricht, erglänzen ihre Augen so hell, daß Dante die Augen niederschlagen muß. Denn ihr Auge

glühet von höherer Einsicht, aber auch er fängt schon an durchleuchtet zu werden.

Dante kommt mit Beatrice nach dem zweiten Reiche, der zweiten Paradiesessphäre, die auf dem Planeten Mercur sich befindet. Beatrice ist ein so hoch erhabenes Wesen, daß dieser Stern selbst über ihre Ankunft Freude strahlt.

Tausende von Strahlen flammen ihm entgegen und er vernimmt ihre Stimmen. Das sind wieder selige Geister. Als einer derselben von Beatrice Erlaubniß erhält, zu Dante zu sprechen, so leuchtet er noch glänzender auf, so daß vor dem zu gewaltigen Lichtglanz, den er jetzt ausstrahlt, seine Gestalt selbst den Blicken Dante's unsichtbar wird. Es ist der Geist des griechischen oder oströmischen Kaisers Justinian. Er erklärt, daß in dieser Sphäre sich diejenigen befinden, die nach Ehre und Ruhm gestrebt hätten. Weil also das Gute nicht um sein selbst willen das Ziel ihres Strebens gewesen sei, so wären sie in dieser niederen Sphäre. Diese Sphären geben in ihrem Stufenverhältnisse die Harmonie der Sphären.

Justinian nimmt übrigens Veranlassung, durch einen historischen Ueberblick über die Entwickelung des römischen Staates die Göttlichkeit der römischen Weltherrschaft nachzuweisen. Das giebt dem Dichter wiederum Gelegenheit, über die jetzige unselige Lage des Reiches zu klagen und seinen Unwillen auszusprechen, daß man jetzt versuchen wolle, die von Gott gewollte Ordnung umzustürzen, an Stelle des Adlers die Lilie zu setzen, d. h. an Stelle des Kaisers das Regiment des Königs von Frankreich.

Der Geschichtskenner ist einigermaßen verwundert, den Kaiser Justinian hier als einen Tugendhelden im Paradiese zu finden,

während Männer wie Friedrich II. u. A., die ihm gegenüber wirkliche Heroen sind, in der Hölle schmachten. Vielleicht hat Dante ihn hierher versetzt, weil es ihm ja überall darauf ankommt, das römische Kaiserthum zu verherrlichen, als eine nothwendige Institution nachzuweisen und den Kaiser als den weltlichen Obherrn der ganzen Christenheit hinzustellen. Justinian aber war es gerade, der durch die Vernichtung des in Italien erstandenen ostgothischen Königreiches das Kaiserbanner in Italien wieder aufpflanzte, wenngleich er seine Residenz in Konstantinopel beibehielt.

Nachdem Beatrice in einer weiteren Auseinandersetzung, die einen ganzen Gesang einnimmt, noch über die schwierigsten theologischen Fragen, über die Sünde, die Menschwerdung Christi, den stellvertretenden Tod Christi, über die Art der Erschaffung der Welt Aufklärung gegeben hat, geht sie mit Dante in eine andere Paradiesessphäre, die der Venus, über. Dante bemerkt gar nicht mehr die Art und Weise, wie er aus dem einen Stern in den andern gekommen ist, er nimmt die Thatsache nur wahr an „der Herrin höherem, schöneren Entzücken.“

„Und wie man Funken in der Flamme sieht,
Und wie wir Stimmen in der Stimm' erkennen,
Die aushält, wenn die andre kommt und flieht;
So sah ich Lichter hier in Lichter brennen.“ (Streckf., 8. Ges.)

Aus dem ganzen Chor schallt ein Hosiannah mit so süßem Ton, daß des Dichters Ohr sich dauernd danach zurücksehnt.

Eins dieser Lichter nähert sich und giebt sich als einen mit Dante befreundeten Erbprinzen von Neapel und König von Ungarn, Carl Martell, zu erkennen. Auf Dantes Bitten, ihm

Aufklärung zu geben, wie aus süßem Samen bittre Frucht entstehen könne, d. h. wie von einem guten Vater ein böser Sohn stammen könne, läßt sich der Geist wieder in weitläufige theologische Erörterungen ein, die, wie alle derartige Untersuchungen, an und für sich sehr interessant sind und zum Nachdenken anregen, aber aus dem Bereiche der Poesie vollständig ausscheiden.

Dante kommt mit Beatrice in die folgende Sphäre, die Sonne, und zwar wieder ihm unvermerkt.

„Ich war in ihr, eh' ich gemerkt die Fahrt,
So wie man den Gedanken, der entgleitet
Der Seele, bis er da ist, nicht gewahrt." (Kanneg., 10. Ges.)

Dante sieht hier, daß ein Theil der Geister ihn wie einen Mittelpunkt umschließt, um ihn einen leuchtenden Kranz bildet und zugleich einen süßen Gesang anstimmt, der süßer noch tönt, als leuchtend das Licht ist, das von ihnen ausstrahlt.

Dreimal umtanzen ihn diese Sonnen mit Gesang, dann spricht das eine Licht aus diesem Strahlenkranze zu Dante, giebt sich selbst als Thomas von Aquino zu erkennen und nennt die elf anderen Lichter, die mehr oder minder bekannte christliche Schriftsteller oder ausgezeichnete Geistliche gewesen sind. — Thomas bemerkt in Dante das Verlangen, die ihn noch beherrschende Unklarheit über Gottes Rathschlüsse weiter aufzuhellen und erklärt ihm, daß Gott allerdings unerforschlich sei. Die ewige Weisheit Gottes habe der Kirche zwei Führer gesendet, den heiligen Franciscus von Assisi und den heiligen Dominicus. Thomas von Aquino ist Dominikaner und preist hier das Lob des heiligen Franciscus. Dann naht sich ein zweiter Flammenkranz und schließt sich um den ersten herum wie ein Doppelregenbogen.

Einer aus dem neuen Kreise, der Franziskaner Bonaventura, verkündet den Ruhm des heiligen Dominicus.

Wie aber Dante überall die einer Institution zu Grunde liegende Idee wohl zu trennen weiß von der jeweiligen Ausführung der Idee und den Trägern derselben, wie er das Papstthum respectirt, aber den Papst züchtigt, so werden zwar Franciscus und Dominicus hoch gepriesen, die von ihnen gestifteten Orden aber werden wegen der eingerissenen Verderbniß streng gezüchtigt.

Um uns eine Vorstellung zu geben von dem himmlischen Schauspiele, das sich ihm dargeboten, führt Dante uns in die Sternenwelt, wohin der ahnende Geist so gern sein Auge wendet, wenn die Geheimnisse der Ewigkeit ihn beschäftigen. Vier und zwanzig der schönsten Sterne solle man zu zwei Kreisen zusammengereiht sich denken, die ihr Licht gegenseitig in kreisender Bewegung erhöhen.

Es folgen wieder Belehrungen über die besondere Weisheit des Salomo, dann über die Auferstehung, die der Art sein werde, daß der neue Körper, den die Seele annehme, dem vollkommneren Zustande, in den sie geläutert übergegangen, vollkommen entsprechen werde.

Mit derselben Schnelligkeit, mit der Dante und Beatrice in die Venus versetzt waren, ohne daß Dante den eigentlichen Uebergang nur hatte bemerken können, geschieht auch jetzt wieder der Uebertritt in eine neue Paradiesessphäre, in den Mars, der von hellerem Rothe strahlt als das vorige Gestirn. Dort hatten die leuchtenden Geister in zwei Kreisen oder Kränzen sich gruppirt, hier bilden sie in neuer eigenthümlicher Gruppirung ein Kreuz, an diesem Kreuze aber erglänzt Christus. Von diesem Kreuze ertönt ein lieblicher Gesang.

Nachdem der Gesang verstummt, schießt von dem rechten Arme des Kreuzes ein strahlender Stern herab, wendet sich an Dante und erklärt sich als den Stammvater desselben, Cacciaguida. Er schildert die früheren besseren Sitten von Florenz und übt dadurch eine herbe Kritik über die gegenwärtigen Zustände von Florenz aus, daß er sie vielfach als das Gegentheil der besseren Vergangenheit aufzeigt.

Dante fühlt sich von Stolz erfüllt bei dem Gedanken, einen so erhabenen Ahnen zu besitzen und dies macht es ihm begreiflich, daß auf Erden so viel Ahnenstolz sich finde. Es sei freilich solcher Ahnenstolz thöricht, wenn nicht innerer Werth der eigenen Person sich damit verbinde.

„O du geringer Adel unsers Bluts,
Du bist ein Mantel, der, sich kürzend, weicht,
Setzt man nicht Neues zu von Tag zu Tagen."
(Streckf., 16. Ges.)

Cacciaguida geht auf Dantes Bitten ein, ihn einen Blick in seine eigene Zukunft thun zu lassen, die trübe genug ist. Er prophezeit ihm seine Verbannung, daß sie durch den Papst zu Rom betrieben werde, daß er das bittere Loos der Verbannung erdulden müsse, daß ihm von seinen Genossen in der Verbannung durch ihre Uneinigkeit neue Trübsal werde bereitet, so daß er sich werde isoliren und für sich selbst Partei bilden müssen.

Dante gelangt nun in den sechsten Stern, den Jupiter. Auch hier weben und schweben die seligen Geister in Lichtern und harmonischen Klängen. Wie aber Vögel in ihrem Fluge bald im Kreise, bald in Reihen, bald in eigenthümlich gestalteten Figuren sich scharen, so bilden hier die seligen Geister in leuch-

tenden Flammenzügen fünf Wörter: Diligite justitiam qui judicatis terram, d. h. Liebt die Gerechtigkeit, ihr, die ihr die Erde richtet. Beim letzten Buchstaben des letzten Wortes, also bei m, blieben die Geister geordnet stehen, „so daß Jupiter dem Silber gleich, aus welchem Gold getrieben," (Kanneg., 18. Ges.) da die Flammen goldig glänzten auf dem Hintergrund des silbern strahlenden Planeten.

Bald aber verändert sich die Ordnung wieder, die Geister ordnen sich neu und bilden die Figur eines Adlers. Daraus ersieht der Dichter, daß hier vor Allem das Walten der Gerechtigkeit gepflegt werde, und dies giebt ihm wieder Veranlassung, bitter zu beklagen, daß die Gerechtigkeit auf Erden, das Regiment des Adlers, beeinträchtigt werde durch Ehrsucht, Geldgier und Herrschsucht des Papstes.

Der Adler nimmt nun auch selbst das Wort und bekräftigt, daß hier in dieser Sphäre die auf Erden geübte Gerechtigkeit ihren Lohn finde. Das führt unseren Dichter zu der Frage, ob ein Mensch durch bloße Gerechtigkeit, durch sittlichen Wandel, ohne Glauben an Christus, nicht auch selig werden könne, da in allen den Fällen, wo er von Christus aus zeitlichen oder örtlichen Gründen noch keine Kunde erhalten, ihn auch keine Schuld treffen könne. Der Adler antwortet Nein.

„Zu diesen Reichen
Stieg keiner auf, der nicht geglaubt an Christus,
Eh' oder nachdem jener mußt' erbleichen.
Doch siehe, Viele rufen Christus, Christus,
Die weiter einst von ihm am Urtheilstage
Sein werden, als die nimmer kannten Christus."

(Kanneg., 19. Ges.)

Aber Gottes Walten sei eben ein unerforschliches, und der Mensch vermöge es nicht, die göttlichen Geheimnisse zu durchdringen. Sei doch das höchste der erschaffenen Wesen (d. i. Lucifer) hinabgestürzt, weil er über sein Vermögen hinauswollte und das Licht nicht hätte erwarten können. Wie viel weniger sei es den geringeren Geschöpfen möglich, Gott zu erfassen.

Der Adler, der hier wiederum nach Dantescher Art in doppeltem Sinne erscheint, zunächst als Inbegriff der seligen Geister auf dem Jupiter, dann als Symbol der römischen Macht und des Kaiserregimentes, nennt nun noch mehrere einzelne Persönlichkeiten, die als selige Geister in ihm sich befinden und leuchten. Darunter sind nun zwei Heiden, der römische Kaiser Trajan und der Trojanerheld Ripheus, was unseren Dichter nach der unmittelbar vorher gegangenen Auseinandersetzung natürlich höchlichst überrascht. Die Aufklärung wird aber dahin gegeben, daß beide doch noch Christen geworden seien. In Anwendung des Spruches aus Matthaeus (11, 12) „Aber von den Tagen Johannis, des Täufers, bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt; und die Gewalt thun, die reißen es an an sich;" in Anwendung dieses Spruches sagt der Adler, daß Gottes Gnade durch inbrünstiges Gebet könne errungen werden, und so sei Gott durch das Gebet eines frommen Mannes vermocht worden, des Kaisers Trajan Seele aus der Hölle wieder zurückzurufen zu neuem irdischen Tode, damit er den Glauben an Christus annehme.

Ripheus aber ist ein frommer Heide gewesen und hat sein Leben ganz der Gerechtigkeit geweiht.

> „Drum hob ihn Gott empor zu Gnad' und Gnaden
> Und zeigt ihm künftiger Erlösung Spur." (Streckf., 20. Ges.)

Je mehr Dante emporgetragen wird in die höheren Sphären, um so näher kommt er dem Throne Gottes selbst, um so strahlender wird die Schönheit Beatricens. Sie kommen nach dem Saturn.

„Schon heftet ich das Auge wieder hin
Auf meine Huldin, und die Seel' im Auge,
And alles Andre schwand vor meinem Sinn.
Ich sah kein Lächeln ihre Stirn umwallen;
Doch hub sie an: „Du würdest, lächelt' ich,
Wie Semele in Asche niederfallen.
Denn es entglüht, wie du gesehen hast,
So wie wir steigen, meine Schöne lichter
Auf jeder Stuf im ewigen Pallast
Wollt' ich sie jetzt dir ungeschwächt entfalten,
Dein sterblich Theil erläge vor dem Strahl,
Gleich einer Staude, die der Blitz gespalten." (Schlegel.)

Hier ist der Sitz derjenigen Geister, die im irdischen Leben der Beschaulichkeit, der dauernden Betrachtung Gottes sich hingegeben haben. Dante erblickt die Geister wiederum als Lichter. Sie bewegen sich auf einer goldenen Leiter, die so hoch empor geht, daß ihr Ende den Augen Dante's entschwindet, auf und ab. Dante vernimmt aber hier nicht, wie in anderen Sphären, süße Paradiesestöne. Eins der Lichter klärt ihn darüber auf. Sein sterblich Ohr sei für den Gesang dieser Sphären eben so wenig geschaffen, wie sein sterblich Auge für Beatricens Lächeln daselbst. Der Sprechende ist ein frommer Cardinal Peter Damian gewesen. — Dante kann diese Gelegenheit wieder nicht unbenutzt lassen, ohne das üppige Leben der Cardinäle seiner Zeit zu geißeln.

Dante's Aufmerksamkeit wendet sich nun wieder den seligen Geistern und ihrem Lichterspiele zu, die durch ihre Strahlen sich gegenseitig noch mehr erleuchten. Er bemerkt unter ihnen den h. Benedict und das giebt abermals Veranlassung zu einer Strafpredigt gegen die Verderbniß des Clerus, der Klöster, Abteien.

Dante wird nun mit Beatrice in die achte Sphäre emporgehoben, in das Gestirn der Zwillinge. Beatrice erklärt ihm, daß er nun bald dem letzten Ziele nahe sei; er müsse aber ganz klaren, ungetrübten Blickes sein und solle deshalb noch einmal die durchlaufene Bahn überschauen, um von der Kleinheit und Armseligkeit der Erde sich zu überzeugen. Dante gewahrt jetzt einen neuen Glanz, der alles Frühere überstrahlt. Denn in dem Lichtmeere erscheint eine Sonne, deren Glanz die Augen Dante's zuerst nicht ertragen können. Es ist Christus. Dann erscheint die Jungfrau Maria.

Eine schärfere Zeichnung der Figuren muß hier allmählig aufhören, weil die Darstellung fast nur noch in den verwandten Bildern von Licht, Glanz, Flamme, Strahlen, Funken, Feuer, Gluth und dergl. sich bewegt, die ja schon an und für sich bestimmtere Contoure nicht zulassen. Je mehr aber solche umrißlose Bilder für beseelte und in menschlicher Erscheinung gedachte Wesen gebraucht werden, um so mehr verliert das Gedicht hier an Anschaulichkeit.

Eins der seligen Lichter, der heilige Petrus, tritt näher und beginnt eine Prüfung mit unserem Dichter. Zunächst erforscht er seinen Glauben. Dann prüft ihn Jacobus in der Hoffnung, Johannes aber in der Liebe. — Diese Prüfungen führen zu weitläufigen theologischen Auseinandersetzungen. Ueberhaupt nehmen in dem Paradiese wissenschaftliche Untersuchungen und gelehrte

Erörterungen einen großen Raum ein und da sie für die Poesie doch ein gar zu spröder Stoff sind, so wird auch bei ihnen trotz aller herbeigezogenen Bilder der rein poetische Genuß sehr abgeschwächt, bisweilen geradezu aufgehoben. Die in ihren Urbildern der realen Welt entnommenen plastischen Gestalten, die uns so zahlreich in der Hölle und selbst noch im Fegefeuer begegneten, werden seltner; die tiefsinnigen und dunkelen Speculationen so wie die ohne scharfe Contoure gezeichneten, verschwimmenden, wenig faßbaren Bilder häufiger.

Nach den Prüfungen Dante's durch die drei Apostel ertönt ein dreimaliges Heilig durch den Himmel. Dante erblickt jetzt Adam, der sich ebenfalls in theologischen Belehrungen, z. B. über den Sündenfall, ergeht. Dann stimmt das ganze Paradies einen Lobgesang an, der so herrlich klingt, daß er ihm eine „unaussprechlich süße Freude" schuf.

Nun ergreift Petrus nochmals das Wort. Zornerglüht spricht er seine Entrüstung aus über die Entweihung seines Sitzes, des Stuhles Petri.

„Der meines Stuhls sich anmaßt dort auf Erden,
Des Stuhls, des Stuhls, auf dem kein Hirt jetzt wacht
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Heerden,
Hat meine Grabstätt zum Kloak gemacht
Von Blut und Stank, drob, der zu ewgen Qualen
Einst von hier oben fiel, dort unten lacht."
„Das war's nicht, was wir von den Folgern wollten,
Daß sie um sich das Christenvolk getrennt
Zur Rechten und zur Linken setzen sollten.
Nicht sollte man mein Bild auf Siegeln sehen,
Erkauftem Lügenfreibrief beigedrückt,

Drob ich erröth' und glüh in diesen Höhen.
Jetzt sieht man mit dem Hirtenkleid geschmückt
Raubgier'ge Wölfe dort die Heerden hüten.
O Gott, was ruht dein Schwert noch ungezückt!"

(Streckf., 27. Ges.)

Dante wird nun mit Beatrice in die neunte Himmelssphäre versetzt. Sie erhält ihre Bewegung nur von Gott, sie ist von Gott erfüllt. Jetzt hat Beatrice die Aufgabe, über die schwierigsten Probleme Belehrung zu geben, über das Wesen Gottes, die Engel, das Geisterreich, die Wahrheit, wobei sie denn auch über die Fälschung der reinen Lehre durch manche Priester bittre Worte spricht.

Nunmehr werden die Erscheinungen immer leuchtender, glänzender, Alles ist Licht, alles Licht aber wird strahlender. Bald sind die seligen Geister in einem Strom von Licht, „die Ufer voll vom Schmuck des holden Lenzen" (Schlegel) bald sind sie in Gestalt einer Rose. Die Engel schweben auf und nieder, Alles wendet die Blicke zu Gott hin. Einer Führung bedarf es für Dante nicht ferner, Beatrice's Aufgabe ist gelöst, sie ist wieder aufgestiegen zu ihrem Platze unter den seligen, reinen Geistern an Gottes Thron. Belehrung aber über die Geister wird dem Dichter noch durch den heiligen Bernhard.

Jetzt hat Dante alle erschaffenen seligen Geister geschaut, er ist gereinigt und geläutert von allen Schlacken des Irdischen, also daß er nun auch das Antlitz Gottes selbst zu schauen gewürdigt werden kann. Aber es bedarf einer Vermittelung. Fürsprechend wendet sich der h. Bernhard an die Jungfrau Maria in einem Gebete, das als eine der schönsten Blüthen des Mariencultus angesehen werden kann.

„O Jungfrau, Tochter des, den du gebarst,
So demuthsvoll und hoch, wie sonst kein Wesen,
Die du das Ziel des ew'gen Rathes warst!
Du hast die menschliche Natur vor allen
Geadelt, daß ihr Schöpfer nicht verschmäht,
Als sein Geschöpf zur Erd' herabzuwallen.
In deinem Schooß ist wieder neu entglüht
Der Liebesstrahl, durch den in ew'gem Frieden
So diese Himmelsblum' emporgeblüht.
Du bist für uns hier Mittagssonnenhelle
Der Liebe; dort unten nieder in der Sterblichkeit
Bist du der Hoffnung labungsvolle Quelle.
Du bist so groß, so mächtig, Königin!
Wer Gnade will und nicht an dich sich wendet,
Will Fliegens ohne Fittige Gewinn.
Nicht nur bereit, den Bittenden zu loben,
Ist deine Huld; du eilst gar manches Mal
Der Bitte selbst zuvor mit freien Gaben.
Du bist erbarmungsvoll, voll Güt' und Milde:
Was nur an Tugend ein Geschöpf besitzt,
Vereinst du nach dem höchsten Ebenbilde.
Sieh diesen hier, der von der tiefsten Bucht
Des Weltgebäudes bis zu dieser Höhe
Der Geisterreiche jegliches besucht!
Er fleht dich an, du wollest sein Bestreben
Begnadigen, sein Auge höher noch
Zum letzten Heil der Wesen zu erheben.
So heiß entglüht, wie je für eignes Schau'n,
Bet' ich für seins die innigsten Gebete:
O laß mich nicht vergebens auf dich traun!
Nimm durch dein Fürwort jede Nebelhülle
Der Sterblichkeit, die noch ihn fesselt weg,
So daß sich ihm die höchste Wonn' enthülle!" **(Schlegel, 33. Ges.)**

Das Gebet wird erhört. Dante gewinnt auch Kraft, in das Antlitz Gottes, das leuchtende Feuer, zu schauen. Dies aber in der richtigen Weise zu schildern, dazu reicht die Sprache, reicht die Erinnerung nicht aus.

„Kurz werd ich nun von dem Geschauten sprechen,
Und sprechend stell ich mich als Kindlein dar,
Dem noch Erinnerung und Wort gebrechen."
„Zum tiefen, klaren Lichtstoff drang ich ein,
Da schienen mir drei Kreise dort zu sehen,
Dreifarbig und an Umfang gleich zu sein.
Wie Iris von der Iris glänzt, so zween
Im Wiederschein — der dritte, Gluth und Licht
Schien gleich von hier aus und von dort zu wehen." (Streckf.)

In der Mitte aber erschien ihm das Bild des Menschen. Doch war es unmöglich, zu

„ermessen,
Wie sich das Bild zum Kreis verhielt und wie
Die Züge mit dem Licht zusammenflössen." (Streckf.)

Die menschliche Vernunft, auch die durch Offenbarung erleuchtete, ist nicht im Stande, das letzte Geheimniß Gottes, das Verhältniß der drei Personen in Gott, auch nur in einem Bilde sich klar zu machen.

„Die Phantasie verlor hier ihre Pfade,
Denn jener lenkte meinen Wunsch, mein Wollen,
Gleich einem stetig gleichgeschwungnen Rade,
Durch dessen Liebe Sonn' und Sterne rollen." (Kanneg.)

Mit diesen Worten schließt das Gedicht, das also in seinen Schlußworten Heiligung des Willens als letztes Ergebniß eines aufrichtigen Strebens nach Gotteserkenntniß setzt.

Die Welt ist ermessen in ihren Höhen und in ihren Tiefen. Der sündige Mensch ist hinabgestiegen in die Hölle und hat erbeben müssen bei dem Anblicke der Strafen und Qualen; aber er ist der sündige Mensch geblieben, bis er die Sünde in allen ihren Abstufungen bis zu dem letzten Urgrunde, bis zum Urbösen erkannt hat.

Die volle Erkenntniß der Sünde gebiert die Buße, die Läuterung und Reinigung der Seele. Die Seele wirft von Stufe zu Stufe die Schlacken des Irdischen ab, wendet sich Gott ganz zu, findet in Gott den Quell der Liebe und erfüllt sich endlich mit göttlicher, d. i. mit werkthätiger Liebe.

Das ist der religiöse Inhalt des Gedichtes, und so ist das Gedicht ein religiöses Lehrgedicht.

Aber das Gedicht ist auch ein politisches Lehrgedicht.

Gott regiert die Welt; Gott will auch ein einiges Regiment auf Erden, in Kirche und Staat. — Die Kirche, d. h. die ganze Christenheit auf Erden soll in geistlichen Dingen ihren höchsten einheitlichen irdischen Lenker und Regierer finden in dem römischen Papst. — Der Staat, d. h. die ganze Christenheit auf Erden soll in weltlichen Dingen den höchsten einheitlichen irdischen Lenker und Regierer finden in dem römischen Kaiser. — Wie der Kaiser in geistlichen Dingen dem Papste, also soll in weltlichen Dingen der Papst dem Kaiser unterthan sein. — Wenn aber der Papst unter dem Scheine eines höheren kirchlichen Rechtes das Recht des Kaisers kränkt, so ist dies eine Umkehr der göttlichen Ordnung, eine Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen, die getrennte Sphären bleiben sollen. Diese ungöttliche Vermischung des Staatlichen mit dem Kirchlichen findet

ihren folgenschwersten Ausdruck in dem Kirchenstaat. Von dieser Vermischung der Gewalten rührt die Zerrüttung her, die jetzt in der Welt herrscht, daher der Zorn Gottes auch die nach weltlicher Herrschaft strebenden Päpste besonders schwer trifft. Der Kaiser muß sein Regiment wieder aufrichten, dessen Centrum Rom ist. Rom und Italien haben ein unveräußerliches Recht zur weltlichen Herrschaft und zur Weltherrschaft, neben der die geistliche Herrschaft, der Kirchenstaat nicht bestehen kann.

Das ist der politische Inhalt des Gedichts.

Aus einem Rückblick auf das Gedicht geht hervor, daß Dante, wenngleich er das Papstthum noch als ein berechtigtes Institut anerkennt, dennoch schon um deshalb als ein Vorläufer der Reformation betrachtet werden muß, weil er die Vermischung des Weltlichen mit dem Kirchlichen, die Unterordung des Staates unter die Kirche als unberechtigt zurückweist. Es geht andrerseits hervor, daß er ein Vorläufer der gegenwärtigen Bestrebungen des italienischen Volkes gewesen ist. Die Weltgeschichte hat einen anderen Verlauf genommen, als es nach dem System Dante's hätte geschehen müssen. Die Kaiseridee Dante's ist aus der Welt verschwunden. Aber die weltliche Herrschaft des Papstes, gegen die Dante ankämpfte, ist aufgegeben schon seit Jahrhunderten von einem Theile der Christenheit, von der ganzen evangelischen Kirche, und es scheint der Augenblick nicht fern zu sein, wo sie auch von der katholischen Kirche wird aufgegeben werden. Dante verlangte zu seiner Zeit für Rom einen weltlichen Thron des Kaisers, Italien verlangt heute für Rom einen weltlichen Thron des Königs.

Nationalität.

I. Das Nationalgefühl der alten Griechen.

II. Friedrichs des Großen Kriege und die nationale Entwickelung Deutschlands.

I.

Das Nationalgefühl der alten Griechen.

Das Nationalgefühl, als das Gefühl der Lebenseinheit in der Nation, bildet die Grundlage des gesunden, kräftigen Staatslebens.

Je wärmer und lebendiger dieses Nationalgefühl ist, je mehr es zugleich von dem groben, nur gehässig, verächtlich und feindlich sich geberdenden Stammesegoismus abgelöst und geläutert ist, desto mehr bildet es als edler Patriotismus einen der wesentlichsten Factoren für das Gedeihen und die dauernde Wohlfahrt des Staates. Je reiner und lebendiger das Nationalgefühl sich erhält, desto größer ist die Kraftfülle, die sich in dem Staate entwickelt, desto größer der moralische Halt, den der Staat im Innern, desto größer die Widerstandsfähigkeit, die er nach außen hin gewinnt. Das hoch gespannte Nationalgefühl ruft die herrlichsten Großthaten der Begeisterung und Aufopferung hervor und hat oft schon Staaten geringen Umfangs zum Siege geführt da, wo ihnen Riesen von scheinbar unbezwinglicher Macht gegenüber standen. In dem Maße aber, als das Na-

tionalgefühl an Lebendigkeit verliert, in demselben Maße verliert der Staat auch jenen inneren moralischen Halt und die Widerstandsfähigkeit nach außen. Die früher gemeinsamen Interessen hören auf gemeinsam zu sein; die Sondergelüste wagen sich mit offner Stirn hervor; der Einzelne, nicht mehr gehoben, getragen und gehalten durch den Gemeingeist, schämt sich nicht mehr, dem Fremden anzuhangen, mit ihm einen Bund einzugehen, selbst gegen die, denen er durch die Natur als Genossen zugewiesen ist; der Fremde mischt sich ein; der Staat wird bei der ersten großen Erschütterung seine Beute, ein Opfer der mit dem Ersterben des Nationalgefühls immer mehr hervortretenden, überhand nehmenden Gesinnungslosigkeit.

Ist aber in solcher Weise die Selbständigkeit des Staates zu Grunde gegangen, so pflegt auch die Nation, die in ihm ihren Halt so wie ihr höheres Ziel verloren hat, immer mehr moralisch zu versinken und somit das Recht zum Wiedereintritt in die frühere staatliche Stellung zu verlieren. Ja die haltlos gewordene Nation sinkt selbst bei intellectueller Ueberlegenheit an sittlichem Werthe wie an politischer Lebensfähigkeit weit hinab unter die rohere, siegreiche.

Zeuge deß sind viele Völker, die von der Weltbühne abgetreten sind, auch die alten Griechen.

Die Betrachtung der nationalen und staatlichen Verhältnisse der alten Griechen muß, wenn schon für jeden interessant, für uns Deutsche von besonders hohem Interesse sein, da zwischen dort und hier so oft sich Vergleichungen aufdrängen.

Die Griechen sind Eines Ursprungs, Eines Volkes, aber in verschiedene Stämme gespalten, und diese wieder haben sich zu Staaten verschiedener Form und Richtung ausgebildet. So die

größte Mannigfaltigkeit und doch nur Eine Nation, das Eine Volk der Griechen, das als ein einiges und zugleich auch als ein einziges in seiner Art dasteht und von unvergänglicher vorbildlicher Bedeutung für die ganze gebildete Welt ist.

Welches sind nun die wesentlichsten Bande, durch die sich die verschiedenartig gestalteten Elemente zu einer Einheit verbunden fühlen?

Das Bewußtsein, einander verwandtschaftlich anzugehören oder wenigstens Glied derselben Gemeinschaft zu sein, wird zunächst durch die Einheit der Sprache erzeugt. Das Kind versteht Vater und Mutter, Bruder und Schwester und verständigt sich mit ihnen durch dieselben Mittel der Rede. Wort, Ausdruck und Betonung tragen dasselbe Gepräge. In gleicher Weise verstehen und verständigen sich die Familien desselben Stammes durch dieselben Mittel. Wer mit fremdem Worte, fremdem Ausdruck oder fremder Betonung hinzutritt, zeigt sich dadurch als dem Stamm nicht angehörig.

Die Sprache ist daher wie das erste Merkmal der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit, so auch das erste und stärkste Band derselben. So lange die Einheit der Sprache festgehalten wird, so lange bleibt auch das Bewußtsein jener Zusammengehörigkeit. Die Einheit der Sprache ist die nothwendige Grundlage alles Nationalgefühls. Die Sorge für Einheit und Reinheit der Sprache steht mit der Lebendigkeit des Nationalgefühls immer in gleichem Verhältniß. Einheit und Reinheit der Sprache wird nur getrübt, wenn das Nationalgefühl abgeschwächt ist, wie Deutschland zu verschiedenen Zeiten, besonders aber zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein trauriges Beispiel

gegeben hat. Je höher das Nationalgefühl eines Volkes gesteigert, je lebendiger es ist, desto höherer Werth wird auf die heimische Sprache gelegt, desto sorgsamer wird für ihre Reinheit gewacht. Die Sachsen im fernen Siebenbürgen erhalten ihre Nationalität selbständig durch die Erhaltung ihrer deutschen Sprache, sie sehen die Quelle ihres geistigen Lebens im deutschen Mutterlande.

Der Sieger gebietet mit Stolz in der Sprache seines Volkes und zwingt die besiegten Massen, seine Sprache zu erlernen. (Der erste Consul befahl 1803, daß in Belgien alle öffentlichen Aktenstücke nach einem Jahr ausschließlich in französischer Sprache abgefaßt sein sollten und später verbot derselbe. Mann den Druck nicht nur vlämischer Zeitungen, sondern sogar vlämischer Gebetbücher.) — Der Besiegte aber sieht in der Erhaltung seiner Sprache die Erhaltung seines edelsten und höchsten Schatzes, sie ist ihm der feste Hoffnungsanker einstiger Errettung.

Mit Stolz bewegten sich auch die Griechen in ihrer schönen Sprache, stolz sahen sie in derselben eine Scheidewand zwischen sich und allen übrigen Völkern der Welt; sie kannten nur Hellenen und barbarisch redende Menschen. Stolz verglichen sie die Sprache der Barbaren, d. h. aller Nicht-Griechen, mit dem Gezwitscher der Vögel, nicht würdig des edlen Hellenen. Die hellenische Sprache galt ihnen als Adelsbrief, der durch keine Knechtschaft, keine Verbannung veräußert werden durfte. Mit Stolz und Freude berichtet Pausanias, daß die Messenier trotz einer dreihundertjährigen Verbannung die vaterländischen Sitten und die dorisch-hellenische Sprache in vollster Reinheit nach dem Peloponnes zurück gebracht hätten. Mit edlem Unwillen wendet sich Apollonius von Tyana, zu einer Zeit, da längst schon die Hoheit

der griechischen Welt geschwunden war, an seine Zeitgenossen, daß sie es nicht verschmähten, mit römischen Namen sich zu nennen. Der gute Apollonius, er hätte in Deutschland leben sollen, wie wunderbar würde es ihm in deutscher Familie aus deutschem Munde geklungen haben: Louis, William, Charlotte, Louise, Amélie, Mélanie, Valérie!

Ist die Einheit der Sprache die erste und nothwendigste Bedingung, um das Bewußtsein der Stammesverwandtschaft nur möglich zu machen, ist sie die Grundlage für die Nationalität, so ist die Einheit der Religion das erste und bedeutendste Mittel, das erwachende Bewußtsein zu kräftigen und ihm dauernde Nahrung zu geben.

Das Verwandte fühlt sich durch eine geheimnißvolle, innere, still wirkende Kraft angezogen. Gleiche Neigungen ketten die Gemüther aneinander, gleiche Liebe, gleicher Haß, insonderheit aber gleiche Verehrung. Wie schon unter der Fahne des geliebten, fast verehrten Feldherrn Naturen verschiedener Richtung sich zusammenschaaren und sich eng und innig verbunden fühlen nach außen hin, so und noch mehr treten alle die zu einem engen Bunde zusammen, die in gleicher Verehrung sich hinwenden zur selbigen Gottheit. Was dieselbe Gottheit schützt, muß seiner inneren Natur nach verwandt sein, sich in Zuneigung einander verbunden fühlen. Durch die Theilnahme an derselben Gottesverehrung geht Haß und Feindschaft unter in dem Gefühle höherer religiöser Einheit.

So steigert das Bewußtsein derselben Gottesverehrung auch das Bewußtsein der Stammesangehörigkeit, das Nationalgefühl, zumal wenn jenseits der Grenzen der Nation auch der Cultus ein

anderer ist. Dem Hebräer sind ja alle Nichthebräer so Feinde Jehovahs wie Feinde seiner Nation. Die gleiche Gottesverehrung führt somit zusammen. Die Zerstreuten und Vereinzelten, die Verfeindeten finden sich wieder an demselben Altare, bei derselben Festfeier und fühlen sich Eins im Gegensatz aller derer, die an dieser gottesdienstlichen Festfeier nicht Theil nehmen.

So wird die religiöse Feier ein Moment der Nationalität, die religiösen Institutionen werden Nationalinstitutionen, die religiösen Feste werden Nationalfeste.

Die Griechen hatten, obwohl keine ausschließliche Nationalgottheit und kein ausschließliches die religiösen Anschauungen als Lehre zusammenfassendes heiliges Buch, doch überall dieselbe Religion, eine vielgestaltige Religion der Phantasie, sie hatten dieselbe Form der Verehrung ihrer Götter. Auf dem Olymp thronten sie, die heiteren und doch hehren Götter, die Hellas beherrschten, in deren Cultus die Hellenen sich als Hellenen wußten.

Aus dem Cultus dieser Götter erwuchsen religiöse Institutionen die einen politisch-nationalen Charakter annahmen. So zunächst die Orakel.

Die Orakel hatten den Willen der Götter zu verkünden. Die heilige Eiche zu Dodona war dem obersten Gotte geweiht. In dem geheimnißvollen Rauschen ihrer Wipfel, in dem Flüstern ihrer Blätter offenbarte sich den Priestern der Wille des Zeus. — Zu Delphi aber thronte auf dem goldenen lorbeerumwundenen Dreifuße die Pythia, die geweihte Jungfrau. Da hauchte die Gottheit sie an, und dieser göttliche Hauch, der aus der heiligen Tiefe empordrang, entrückte sie der gemeinen Wirklichkeit und that ihr den göttlichen Willen kund. Der göttliche Wille

aber ist bestimmend wie für den Einzelnen so für die Gesammtheit. Daher wurde es auch dem Staate eine Pflicht, in allen wichtigen Angelegenheiten das Orakel zu befragen und seinen Rath als den Willen der Götter zu erbitten. Daher der weitreichende Einfluß des Orakels auf das öffentliche Leben der Griechen. Und wenngleich das Orakel auch auf die Fragen von Nichthellenen antwortete, so war es doch ein religiös-politisches Institut, das den Griechen angehörte und von den Griechen geschätzt wurde.

Es gewährte dem delphischen Orakel den Schutz ein besonderer Bund, die delphische Amphiktyonie. Es war anfangs ein engerer Staatenbund von zwölf Staaten, innerhalb des Gesammtvaterlands, zum Schutze des Nationalheiligthums in Delphi. Später traten noch andere Stämme hinzu. Ihre Abgesandten, zwei von jedem Staate, bildeten eine Bundesversammlung zur richterlichen Entscheidung entstandener Zwistigkeiten, zu gemeinsamer Berathung, zu gegenseitiger Hülfeleistung. Die Bundesversammlung hatte das Recht, einem angeklagten und im Unrechte befundenen Staate eine angemessene Strafe aufzuerlegen, ja im Falle der Widersetzlichkeit eine Art Acht über ihn zu verhängen und einem anderen Bundesmitgliede die Vollziehung dieser Acht zu übertragen. Zweimal im Jahre trat sie zusammen im Frühjahr in Delphi, im Herbste zu Thermopylae.

War diese Amphiktyonie auch nicht eine Nationalvertretung der gesammten Nation im modernen Sinne des Wortes, so näherte sie sich dem mehr als irgend ein anderes Institut im ganzen Alterthume und mußte wesentlich dazu beitragen, das Bewußtsein einer einigen Nation zu stärken.

Von der größten Bedeutung aber waren die Festversammlungen, schon solche, die in strengerer religiöser Feier nur kleineren Kreisen, Landschaften angehörten, besonders aber solche, die allmählig den religiösen Charakter verlierend Festversammlungen aller Griechen, Nationalfeste wurden.

Eine solche Verweltlichung ursprünglich religiöser Feste konnte um so leichter eintreten, als das religiöse Gefühl sich an und für sich schon am liebsten in Fröhlichkeit und Heiterkeit äußerte, der Cultus selbst also auch häufig heitere Formen annahm. Besonders waren es Kampfspiele, die bei vielen solcher Festversammlungen den Mittelpunkt der Feierlichkeit sowie der Lust bildeten. Die berühmtesten und auch nationalwichtigsten solcher Kampfspiele waren die isthmischen, nemeischen, pythischen, besonders aber die olympischen Spiele.

Bei dem heiligen Haine zu Olympia lag die Ebene, auf der die Kampfspiele ausgeführt wurden. Wie zu den Turnieren des Mittelalters nur die Ritterbürtigen zugelassen wurden, so zu diesen olympischen Festspielen nur die wirklichen Hellenen. Im Hippodrom waren die Wettrennen zu Roß und zu Wagen, im Stadium die Wettkämpfe im Laufen, Ringen, im Faustkampfe, im Discus- und im Speerwurfe. Auch Wettkämpfe im Gebiet der Kunst und Wissenschaft schlossen sich an; las doch der „Vater der Geschichte," Herodot, auf einer Festversammlung Theile seines unsterblichen Werkes. Sieger zu sein in Olympia und mit dem Oelkranze gekrönt zu werden, galt als die höchste irdische Ehre.

Diese festlichen Spiele sind es nun ganz besonders, die das Nationalgefühl in allen Stämmen des griechischen Volkes wach hielten, belebten und steigerten. Zu ihnen strömte das Volk

herbei aus allen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes. Aus Nord und Süd kamen sie, aus Ost und West, der hoch auf kühnen Bergen hauste wie der geschäftige Städtebewohner, der einsylbige strenge Spartaner wie der geschwätzige heitere Athener, der rossetummelnde Thessaler wie der seefahrende Korinthier. Hier fühlen die Griechen sich alle wieder Eines Ursprungs, Eines Blutes, Zwist und Feindschaft lösen sich, persönliche und Stammesbündnisse werden begründet, befestigt, erneut, Ruhm und Ehre des Einzelnen werden verkündet durch ganz Griechenland, sie werden Nationalruhm, Nationalehre.

Die Sorge, mit der darüber gewacht wurde, daß niemals der Barbar Zutritt erhielt zu den heiteren gymnischen Spielen auf Olympias geweihtem Boden, zeugt besonders dafür, daß diese Spiele und Festlichkeiten ausschließliche Nationalfeste waren, in denen das Nationalgefühl eine reichfließende Quelle zur Befruchtung fand. Es sollen ja auch bei uns die allgemeinen deutschen Festversammlungen dem Nationalgefühle Nahrung geben, die Musikfeste, die Schützenfeste, die Turnerfeste und für einzelne Schichten der Bevölkerung auch die Versammlungen von Männern der Künste und der Wissenschaften, wie die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte, der deutschen Architekten, Maler und Bildhauer, der deutschen Philologen, der deutschen Geschichtsforscher und neuerdings der deutschen Juristen.

Das Wiedersehen der Einzelnen bei solchen Nationalfestlichkeiten sowie die Berührungen der Stämme brachten es mit sich, daß die Erinnerungen an die Großthaten der Väter und Heroen sich immer wieder erneuten, daß die Stammessagen ausgetauscht wurden. So bildete sich eine Sagenwelt bestimmt als griechi-

sche aus, an der ganz Griechenland mit Lust und Liebe hing, die sich von Geschlecht auf Geschlecht verpflanzte und wieder dazu beitragen mußte, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Anhänglichkeit an griechische Anschauungs- und Empfindungsweise zu nähren. Erschien doch in diesen Sagen — ich erinnere nur an Orpheus, Amphion, Theseus, Herakles — der Grieche überall als Träger höherer Sittigung, als Abbild edlerer schönerer Menschlichkeit, als Besieger des Barbarischen, des Rohen, Unedlen, der wüsten Gewaltthätigkeit. Mußte es doch die Brust des griechischen Jünglings höher schwellen, wenn er hörte, daß griechische Heroen, seine Vorahnen, es gewesen, die die Welt von Ungeheuern in Menschen- und Thiergestalten befreit und das schöne Hellas erst zu einer bewohnbaren Stätte gemacht.

Diese Sagenwelt nahm die Sangesform an und wurde in dieser Form um so leichter und bleibender Gemeingut des ganzen griechischen Volkes. Besonders waren es die homerischen Gesänge, die, ächte Nationalepen, in mächtiger Weise zur Belebung des griechischen Nationalgefühls wirkten. In allen Stämmen wurden sie gesungen, in allen Kreisen war der Sänger hochverehrt, von dessen Lippen das homerische Lied ertönte. Die homerischen Gesänge, in denen die religiösen Grundanschauungen der Griechen niedergelegt sind, die der wahrste Ausdruck des ganzen griechischen Menschen sind mit allen seinen Vorzügen und allen seinen Schwächen, mit seinen Freuden und seinen Leiden, die griechisches Wesen, griechisches Empfinden, griechische Sitte abspiegeln wie es treuer und lebensvoller nicht gedacht werden kann, in ihnen fanden sich die Griechen aller Zeiten, aller Stämme, aller Gesinnungen als ächte Griechen wieder, wie die Deutschen

in Schiller sich als Deutsche wiederfinden, die Homerischen Gesänge sind der geistige Vereinigungspunkt aller, deren Muttersprache die wohltönende Sprache von Hellas. ist. Homer für sich allein ist ein alle Griechen umschlingendes Nationalband.

Die reiche Fülle althellenischer Sage konnte aber durch die Homerischen Gesänge nicht erschöpft werden. Noch viele andere epische Lieder erklangen daneben zur Feier der Nationalhelden. Und als weiter die Poesie als lyrische und dramatische sich entfaltete, so waren es wieder ächt nationale Stoffe, die gefeiert und besungen wurden in der vollendetsten Form. Die Tragödie knüpfte wie das Epos an die Heldenzeit an und sang die Thaten der griechischen Heroen und die Fügungen des allwaltenden Schicksals.

Die drei großen tragischen Dichter sind von dem lebendigsten Nationalgefühl, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt. Aeschylus hatte selbst in den Schlachten von Marathon, von Artemisium, von Salamis und Platää mitgekämpft. Die Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die in jener großen Zeit der griechischen Freiheitskriege Gemeingut war, spiegelt sich bei ihm überall wieder, nicht bloß in der Tragödie, die den Stoff jenen Kriegen selbst entnommen und danach ihren Namen bekommen hat. Sophokles, der als sechszehnjähriger Jüngling bei der öffentlichen Feier über den Sieg bei Salamis den Chorreigen der singenden Jünglinge anführte, der eigentliche Vollender und Meister der antiken Tragödie, erhob durch den sittlichen Charakter seiner Poesie, durch die Hochherzigkeit seiner Charaktere. Euripides, am Tage der Schlacht von Salamis geboren, suchte mehr unmittelbar auf die Belebung des Nationalgefühls, der vaterländischen Opferfreudigkeit zu wirken durch die Verherrlichung des Griechenthums im Gegen-

satz gegen alle Nicht=Griechen. Seine Iphigenie erklärt in Aulis, willig in den Tod zu gehen, da sie sterbe für Hellas. Dem Vaterlande gehöre ihr Leben an, ihm wolle sie sich opfern.

Feiert die Komödie auch nicht das Heroenthum der griechischen Vorzeit, wendet sie sich auch der Gegenwart zu, so war es doch auch hier wie in der Lyrik überall nur das specifisch griechische Wesen, das griechische Denken und Empfinden, das zum Ausdruck kam. So wurde die ganze Poesie, die ganze Literatur als Nationalpoesie, als Nationalliteratur auch ein Nationalband.

Und wie die redenden Künste diesen besonderen Charakter an sich trugen, so in gleicher Weise die bildenden Künste, Architektur, Plastik, Malerei.

Die griechische Götter= und Heroenwelt, wie sie durch Wort und Lied in dem Bewußtsein des Volkes Leben gewonnen hatte, erschien in der Kunst der Plastik auch sinnlich wahrnehmbar für den der sinnlichen Anschauung bedürftigen Griechen. Und die Tempel erhoben sich für solche Götter von einer Schönheit der Form, wie sie der Götter würdig gedacht war, wie sie dem feinen griechischen Auge entsprach, wie sie, noch jetzt ein unübertroffenes Muster, ein Stolz für die Griechenwelt und somit wiederum ein nationales Band war.

Religion, klimatische Einflüsse und Ueberlieferung von den Vätern her beherrschen die Gestaltung des häuslichen Lebens, der Sitte und Gewohnheit, danach des Staatslebens, der Verwendung der geistigen und körperlichen Kräfte des Individuums.

So zeigt sich bei dem griechischen Volke trotz mannigfacher Verschiedenheiten im Einzelnen Uebereinstimmung in den wesent=

lichsten Beziehungen. Fromme Scheu vor den Göttern, deren Walten in hohen wie in den geringfügigsten Dingen erkannt, deren besonderer Wille im Orakel erforscht wurde; Ehrfurcht vor den Eltern wie vor jedem höheren Lebensalter; Heilighaltung der Ehre trotz der geringeren Schätzung des Weibes; Erziehung des Freigeborenen überall mit der besonderen Beziehung, in seinem späteren Leben dem Staate dienstbar zu sein; in dieser Erziehung immer möglichst gleiche Ausbildung für Körper, Charakter und Verstand; Neigung zu Scherz und Spiel, zu Witz und heiterer Laune; Empfänglichkeit für Alles was schön und erhaben, herrlich und gut; Verehrung und Ausbildung aller redenden und bildenden Künste; Streben nach dem Guten in der Form des Schönen.

Sprache, Religion, Sitte und Gewohnheiten, Denk-, Anschauungs- und Empfindungsweise, bürgerliche, staatliche und gesellige Einrichtungen, häusliches Leben, Ueberlieferungen von den Vätern her, Sagen, Poesie, Kunst und Wissenschaften — sie geben die positiven Momente für die Anhänglichkeit an Griechenland, für die Belebung des griechischen Nationalgefühls.

Die negativen Momente ergeben sich durch das Verhalten der Griechen zu der Welt der Nicht-Griechen. Hier zeigt das griechische Nationalgefühl auch in den Zeiten höherer Ausbildung noch eine starke Beimischung des gröberen Stammesegoismus, der für alles Fremde entweder nur Verachtung oder Haß hat.

Verachtung geht überall hervor aus dem Bewußtsein der Ueberlegenheit, der Vorzüglichkeit, des besonderen Werthes. Der Stammesegoismus, gleichviel ob in richtiger oder falscher Schätzung des Fremden, zeigt immer ein zur Verachtung des Fremden führendes Bewußtsein, von welchem auch das gereinigte National-

gefühl nur selten ganz sich frei macht. Es bildet sich eine solche Verachtung um so leichter aus und hat auch in sich um so mehr den Schein der Berechtigung, wenn die betreffende Nation besondere Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten besitzt, durch welche sie sich vor dem Fremden auszeichnet. Solche Verachtung führt nur zu leicht zur Unterschätzung des fremden, zur Ueberschätzung des eigenen Werthes. Aber sie schützt wenigstens vor der so oft und mit Recht den Deutschen vorgeworfenen Schwäche, dem Fremden einen besonderen Werth beizulegen, bloß weil es fremd ist.

Zu einem der höchsten Stufe der staatlichen Entwickelung entsprechenden Verhalten dem Fremden gegenüber hat es kein Volk des Alterthums gebracht. Wie der Hebräer alle Nicht-Hebräer als untheilhaftig des heiligen Sinnes, des reinen Jehovadienstes, als Gojim verachtet, so verachtet der Grieche alle Nicht-Griechen als untheilhaftig seiner feineren Bildung, seiner Sitten, als Barbaren. Der Grieche behauptete, dem Barbaren intellectuell, moralisch und politisch immer überlegen gewesen zu sein.

Pythagoras erklärt, wie der Mensch über dem Thiere, der Freie über dem Sclaven, so stehe der Hellene über dem Barbaren durch Bildung. — Und ein Ausspruch, der bald dem Thales, bald selbst dem Socrates zugeschrieben wird, lautet ähnlich: Dreifach sei der Dank, den der Hellene täglich den Göttern zu bringen habe, zuerst daß er ein Mensch sei und nicht ein Thier; sodann, daß er ein Mann sei und nicht ein Weib; endlich, daß er ein Hellene sei und nicht ein Barbar. — Der Sophist Maximus von Tyrus vergleicht die nach dem Tode vom Körper befreite Seele mit einem Wanderer, der aus dem Lande der Barbaren in das der Griechen kommt, aus dem Lande

der Willkühr und der Anarchie in einen policirten Staat des Gesetzes. — Herodot sagt, das hellenische Volk habe sich von Alters her ausgezeichnet vor den Barbaren, weil es klüger sei und abgeschmacktem Unglauben nicht so ergeben. — Euripides spricht unumwunden aus, es sei recht und billig, daß die Griechen über die Barbaren herrschen, denn nur die Griechen seien edel, heroisch, frei, die Barbaren seien feige, verweichlicht, roh, Sclaven. Jason spricht bei ihm zur Medea, ein griechisches Weib würde nie eines Verbrechens wie das von ihr begangene, fähig gewesen sein. Die ganze Tragödie Medea ruht auf diesem Gegensatz des edlen Griechenthums gegen das rohe, gefühllose, entmenschte Barbarenthum. — Demosthenes sagt, Lüge und Meineid seien bei den Barbaren so gebilligt als schmählich für den Griechen. — Plutarch erklärt, Weiber und Barbaren seien maßloser in Gemüthserregung und Trauer als Männer und Griechen. — Pyrrhus konnte sein Erstaunen nicht verhehlen, als er die Regelmäßigkeit und Ordnung eines römischen Lagers sah, und erklärte, es sei nichts weniger als barbarisch. — Daß Apollonides auf dem bekannten Rückzuge der Zehntausend unzweckmäßige Rathschläge ertheilt hatte, brachte auf die Vermuthung, er sei wohl gar nicht griechischen Ursprungs. — Der einfache aber stolze Bürger von Sparta achtete sich höher als den ersten der Macedonier, ähnlich wie zur Zeit Ludwig XIV. französische Hofcavaliere sich höher hielten als deutsche Fürsten von Geblüt. — Aristoteles erklärt Barbaren und Sclaven für von Natur aus identisch. Ja Hippokrates hält es unter seiner Würde, einen Barbaren zu heilen.

Diese Zeugnisse der Verachtung, die der Hellene gegen den Barbaren empfand, ließen sich noch mehren.

Die Verachtung setzt sich aber in Haß um, sobald der Barbar nach irgend einer Seite hin furchtbar wird.

Der Haß erzeugt das Bestreben, den Gegenstand des Hasses entweder ganz zu vernichten, oder ihm wehe zu thun und ihn wenigstens so weit zu schädigen, daß Grund zu weiterer Furcht nicht mehr bleibt. Der Haß erzeugt daher eine zur That werdende Feindschaft, Kampf und Krieg. Der Fremde wird darum, wenn nicht verachtet, so gehaßt und zugleich als Feind bekämpft und bekriegt. Ist dies schon der Fall, wenn der Einzelne dem Einzelnen gegenüber steht, so natürlich noch in höherem Grade, wo es sich um die Nation handelt, wenn die schwächere Nation bekriegt wird von der mächtigen, Gefahr drohenden.

Und hier ist es, wo das Nationalgefühl eine veredelnde, versittlichende Kraft ausübt. Denn der an und für sich rein egoistische, also unsittliche Haß führt zu Thaten der Hingebung, der Treue, der Selbstaufopferung und hebt den Egoismus auf. Und der an und für sich rohe, also unsittliche Krieg erhält zum Zwecke die Selbständigkeit, Freiheit, Unabhängigkeit, die Erhaltung der Nation, also sittliche Zwecke. Der Nationalkrieg hebt die kleinlichen, egoistischen Interessen, die engherzige, sich abschließende Kleinbürgerei und die Sondergelüste der Kleinstaaterei auf, Hader und Zwietracht, Uneinigkeit und Zerspaltung im Innern der Nation treten zurück vor dem Einen großen Nationalziele und es schaart sich zusammen, was zu Einer Nation gehört. Der Nationalkrieg, weil in ihm nicht gekämpft wird um egoistischer Interessen willen, um Cabinetsintriguen, weil in ihm gekämpft wird um die Exi-

stenz der Nation als einer selbständigen, regt alle Schichten der Nation auf, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Alt und Jung, Mann und Weib. Nicht der Miethling kämpft hier um seines Soldes willen, mit Begeisterung greift zum Schwerte jeder der des Namens eines Mannes würdig sein will, es kämpft der Bürger für die Altäre seiner Götter, für den Heerd seines Hauses. Das Größte und Herrlichste, das je in Kriegen geschehen, es ist in solchen Kriegen geschehen, in denen eine Nation um ihre Freiheit, um ihr Leben kämpfte. Und selbst solche Nationen, die durch ihren sittlichen Verfall ihren staatlichen Verfall verschuldet und den Untergang ihrer Unabhängigkeit herbeigeführt haben, selbst solche Nationen haben in ihrem letzten Nationalkampfe oftmals sich aufgerafft zu einer Kraft und Begeisterung, die Bewunderung erweckt und auch den strengen Beurtheiler versöhnt.

Und so war vor allen das Volk der Griechen groß im Nationalkampfe, da in ihm das Nationalgefühl alle Stämme vereinte, die Anspannung aller Kräfte die Freiheit schützte, und die Gesittung vor dem Barbarenthum rettete.

Aus dem Dunkel der Sagenwelt treten die Griechen in die Geschichte gleich mit einem solchen Nationalkampfe, gleichsam als ob ihre erste historische That auch schon die hohe politische Sendung, die sie eine Zeit lang erfüllten, hätte andeuten sollen, nehmlich Stammesunterschiede zu achten und festzuhalten, sie aber im Gegensatze gegen den Fremden wieder aufgehen zu lassen in der Nationaleinheit. Als es galt, den phrygischen Ehrenräuber zu züchtigen, da traten sie zusammen die von Argos und Mycene, die von Sparta und von Pylos, von Ithaka und Phthia und den

anderen Landschaften und zogen in allen Haufen in das Land der Barbaren. Troja fiel.

Jahrhunderte verflossen, der Genius des griechischen Volkes hatte angefangen, seine Schwingen zu entfalten, die Gesänge Homers und Hesiods, die Lieder des Alcäus und der Sappho, des Tyrtäus, Arion, Anacreon wurden gesungen; Thespis hatte der tragischen Muse die Pforten geöffnet; Thales, Pythagoras, Heraclit hatten zu einer tieferen Auffassung des Menschen und der Natur hingeführt; der Artemistempel zu Ephesus, der Apollotempel zu Delphi war erbaut; Lycurgus und Solon hatten Rohheit und Barbarei durch den Geist der Zucht, des Gehorsams, der Einfügung und Unterordnung des Einzelnen unter die Gesammtheit bezwungen und ihre Staaten neu begründet, die Griechen sahen sich an als das auserlesene Volk höherer Gesittung. Da drohte ihnen das Barbarenthum Asiens zum zweiten Male. Die gigantische Macht des persischen Großkönigs drängte nach Westen. Die Griechen sollten erdrückt werden, sie sollten aufhören, ein eignes Leben zu führen, sie sollten ein gering geschätzter, zur Bedeutungslosigkeit erniedrigter Bruchtheil werden des großen Reiches, Sklaven des persischen Sultans und seiner Satrapen, wie alle anderen von ihm unterjochten Völker.

Da erwachte das Nationalgefühl des bedrohten Volkes. Die Griechen, ein winziges Häuflein gegen die gewaltigen Massen des Kolosses im Osten, traten zusammen wie Glieder einer Familie. Die Streitigkeiten der Einzelstaaten mit einander wurden sofort beendet im Angesichte der Gefahr des gemeinsamen Vaterlandes. Und es geschahen Großthaten, davon die Mitwelt sang und die Nachwelt hören wird, so lange noch Sinn ist für Hohes und

Herrliches, für Vaterland und Freiheit, für Hingebung und Aufopferung. In der Ebene von **Marathon** schlugen die Athener eine Schlacht, wie keine zuvor geschlagen worden und wenige nachher, je ein Grieche hatte zehn Perser sich gegenüber. Ein Heer von 100,000 Persern erlag dem Schwerte von 10,000 Griechen. Die Uebermacht der rohen Gewalt war zu Boden geschlagen von der geistigen Ueberlegenheit, die zur Schlachtbank geführten Söldlinge und Sklaven waren vernichtet von den für Vaterland und Freiheit begeisterten Bürgern.

Und als der Perser-Sultan die Schmach von Marathon zu rächen gedachte und so zahllose Massen nach Griechenland hinüberführte, daß seine Völker sieben Tage und sieben Nächte gebrauchten, um über die Brücken des Hellespontes zu kommen — fast zwei Millionen sollen es gewesen sein und dazu eine Flotte von mehr als 1200 Schiffen — da verzagten die Griechen nicht und Hingebung und Opferfreudigkeit zeigten sie, wie sie größer vergeblich in den Jahrbüchern der Geschichte aller Zeiten und aller Völker gesucht wird.

Ein neuer Bund der griechischen Staaten wurde sofort geschlossen mit einem allgemeinen Land- und Gottesfrieden. Verachtung und bürgerliche Strafe traf den, der sich verdächtig machte, untreu zu werden am Nationalwerke. Themistokles bewirkte es, daß Arthmios aus Zelea mit seiner ganzen Familie zur Atimie, einer Art bürgerlichen Todes verurtheilt wurde, weil er von den Persern Geld genommen.

Die Führung in dem Kriege übernahm Sparta. Bei **Thermopylae** in dem Engpasse fanden die Perser den ersten mächtigen Widerstand. Die Zahl der Widerstehenden schien eine ver-

ächtlich kleine. Sie sollten ohne Schwertstreich durch Einschüchterung zur Unterwerfung gezwungen werden. Die Zahl der Perser sei so groß, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkeln würde. Desto besser, so werden wir in ihrem Schatten kämpfen, lautete die Antwort der todesmuthigen Spartaner. Leonidas der Heldenkönig aber hielt mit seinen 300 Spartanern festen Stand, bis die Feindesschaaren über ihre Leichname hinschritten. Die Thermopylen wurden ein Ruhm- und Ehrentempel für ganz Griechenland. An der Stätte, wo dieser Heldenkampf gefochten, da wurde ein Denkmal errichtet, ein steinerner Löwe und eine Inschrift wurde gegraben, die lautete: „Fremdling, melde dem Volk Lacedämons, daß wir allhier ruhn, weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt." Marathon und Thermopylae wurden ein Mahnruf für alle nachfolgenden Zeiten und Geschlechter, nicht zu verzagen vor physischer Gewalt und Uebermacht, Marathon und Thermopylae ermuthigten und begeisterten, wenn die Gefahr drohend hereinbrach, Marathon und Thermopylae hoben die Brust höher und ließen die Pulse stärker schlagen, wenn der kampfbegierige Jüngling das Schwert umgürtete.

Wie der Lavastrom des Feuerberges sich herabwälzend lachende Fluren und blühende Städte zerstört, so stürzten sich der Perser Schaaren von den Thermopylen zerstörend durch Griechenland hin. Athen ging in Flammen auf. Aber es kamen die Tage von Salamis, von Plataeae und von Mykale. Xerxes, der stolze, hochmüthige Großkönig ergriff schmählich die Flucht; die Ketten, die seine Schergen mitgeführt hatten, um sie den gefangenen Griechen anzulegen, wurden ihre eigenen Fesseln. Griechenland wurde wieder frei, Griechenland trug selbst das züchtigende Schwert

bis tief nach Asien hinein. Der persische Koloß erzitterte jetzt unter den Schlägen des geeinten Griechenlands.

Aber, wie niederschlagend für den Menschenfreund! Unmittelbar nach diesem Aufschwung stürzt Griechenland von seiner Höhe jählings herab. Die Freiheitskriege, in denen es sich zu dieser Höhe aufgeschwungen, waren wie die Freiheitskriege Deutschlands Nationalkriege gewesen, zum Siege hatte die nationale Einigung geführt. Das Nationalgefühl war stark genug geworden, die beiden Großstaaten zusammenzuführen, daß sie vereint dem Feinde die Schärfe ihres Schwertes zeigten und im Bunde mit den Mittel- und Kleinstaaten ihn niederwarfen.

Als aber der Sieg errungen war, da drang das Gift des Neides und des Stammesegoismus in Griechenland, wie später leider ja auch in ähnlicher Weise in Deutschland, wieder ein und Staateneiferſucht trat schroff hervor. Der nordgriechische Großstaat, Athen, der Mittelpunkt des geistigen Lebens, der Sitz von Kunst und Wissenschaft, des freien Forschens, der Staat der freisinnigen Institutionen, der Vorort der liberalen Bestrebungen, wurde beneidet und angefeindet von dem südgriechischen Großstaate, Sparta, von dem Staate des starren Conservatismus, dem Staate, in welchem die freie geistige Bewegung unmöglich wurde, dem Staate, der nur aristokratisch herrschen und befehlen wollte.

Der nordgriechische Großstaat hatte während der Perserkriege und durch dieselben eine außerordentliche Machtfülle gewonnen, namentlich hatte er seine maritimen Streitkräfte so gemehrt, daß er die unbedingte Seeherrschaft ausübte. Als nun gar Themistokles, der Held von Salamis, Athen befestigte, da brach der

Neid so unverschleiert in Sparta hervor, daß es die Befestigung verhindern wollte. Doch hatte man noch das Schamgefühl, den wahren Grund nicht einzugestehen, sondern den Vorwand zu erheucheln, daß den Persern bei einem neuen Kriege kein fester Stützpunkt gegeben würde. Und als man diesen nächsten Zweck nicht hatte erreichen können, so brachte man durch Intriguen und Kabalen es wenigstens dahin, daß der gefährliche Gegner Themistokles verbannt und somit unschädlich gemacht wurde.

Aber Athen sollte ja auf jede Weise wieder herabgerissen werden von seiner politischen Höhe. Und da der südgriechische Großstaat über alle ihm sonst zur Verfügung stehenden Streitkräfte jetzt nicht gebieten konnte, weil in einem seiner Länder, in dem benachbarten Messenien, ein offener Aufstand ausgebrochen war, so kam er auf eine Art Triasidee*), indem er dem von Großstaatsgelüsten erfüllten Mittelstaate Theben die Hegemonie über die böotischen Kleinstaaten verschaffte und in diesem ihm zu Danke verpflichteten Theben wenigstens ein Gegengewicht gegen Athen schuf, um mit seiner Hülfe Athen niederzuwerfen.

Athen glaubte jetzt des Friedens zu bedürfen. Er wurde ihm gewährt, aber gegen große Opfer, die ihm Sparta abzwang. Sparta hatte sich die bekannte Maxime auch zu eigen gemacht,

---

*) Moderne Verhältnisse und Anschauungen können allerdings nicht ohne Weiteres auf das Alterthum übertragen werden. Wo aber verwandte Erscheinungen ins Leben treten, da mag auch einmal das Antike in dem Spiegel des Modernen betrachtet werden. Daß die Dinge nicht vollständig congruent sein können, wird sich jeder ohnehin sagen. — Zum bessern Verständniß sei übrigens daran erinnert, daß dieser Vortrag im Februar 1862 gehalten ist.

die modern ausgedrückt lautet: Il faut avilir la Prusse et puis la détruire. Athen mußte alle Punkte, die es an der Küste des Peloponnes besessen, frei geben. Nur der Schein einer Gleichberechtigung den übrigen Bundesgenossen gegenüber wurde ihm gelassen.

Aber der Zustand konnte nicht lange währen. Athen machte unter Perikles, einem der größten Staatsmänner des Alterthums, moralische Eroberungen, es schwang sich zu einer solchen Höhe des geistigen Lebens und zugleich des materiellen Wohlstandes auf und gewann zudem wieder eine solche politische Macht, daß Scheelsucht und Neid Sparta mehr erfüllte als je und endlich den blutigen Bürgerkrieg herbeiführte. Der wüthete — fast wie der deutsche dreißigjährige Bürgerkrieg — ein Menschenalter hindurch, grausam, fürchterlich. Um so verderbenbringender aber war er, als in ihm Neid und Selbstsucht anfing, den Sinn für Nationalehre abzustumpfen, das Nationalgefühl zu ersticken. Der Fremde, der Erbfeind der Nation wird als Bundesgenosse herbeigerufen.

Und wer begeht zuerst diesen Frevel an der Nationalehre? Es sind die Nachkommen des edlen Leonidas. In einem Spartaner war zuerst der Gedanke eines solchen Abfalls entstanden. Schon mehrere Decennien früher hatte Pausanias den verrätherischen Plan gefaßt, ganz Griechenland dem Perserkönig zu überliefern, unter der Bedingung, daß er selbst zum Statthalter, d. h. zum unumschränkten, paschaartig wirthschaftenden Satrapen über den Peloponnes gemacht würde. Das geschah fast zu derselben Zeit, als der edle Themistokles, der Athener, sich selbst den Tod gab, um nicht dem Perserkönig seinen Beistand in dem Kampfe

gegen sein Vaterland, das ihn verstoßen hatte, geben zu müssen. Doch damals hatte auch Sparta noch nationales Schamgefühl und strafte den Verrath des Pausanias mit dem Tode. Das war jetzt anders.

Sparta war einen Bund mit Persien eingegangen, Sparta nahm von den persischen Satrapen, Tissaphernes und nachher Cyrus dem Jüngeren, Geld und Unterstützung zur See an, und nur erst mit dieser persischen Unterstützung gelang es den Spartanern nach langen verderblichen Kämpfen endlich, Athens Herr zu werden. Athen wurde erobert, die Befestigungswerke wurden unter klingendem Spiele niedergerissen, seine Macht war vernichtet.

Die Kleinstaaten freuten sich anfangs über Athens Fall, aber der Verblendeten Freude konnte keine lange Dauer haben. Sparta ließ sie nur kurze Zeit frei athmen und betrachtete es als selbstverständlich, daß ihm nunmehr die Hegemonie über ganz Griechenland gebühre. Etwaiger Widerstand wurde mit Gewalt gebrochen. Um die Kleinstaaten in strengerer Botmäßigkeit zu erhalten, wurden überall die Verfassungen und staatlichen Einrichtungen nach spartanischer Weise umgestaltet und gemodelt, ähnlich wie ja auch zur Zeit der ersten französischen Republik alle besiegten Nachbarstaaten nach französischem Muster umgemodelt wurden. Sparta stand auf der Höhe seiner politischen Macht, aber nicht auf der Höhe seiner sittlichen Würde.

Einen Augenblick zwar schien es, als wollte es sich des Leonidas und seiner Zeit würdig zeigen. Es unternahm einen Krieg gegen Persien. Dieser Krieg hätte eine Fortsetzung, eine Vollendung jener großen Nationalkämpfe sein können. Aber er verfolgte nur einseitig spartanische Interessen.

Der König Agesilaus, übrigens ein edlerer und tapferer Mann, dringt siegreich in Asien vor. Die Perser fangen an zu fürchten. Aber Sparta hatte ihnen ja wenige Jahre zuvor gezeigt, wie ein griechischer Großstaat gestürzt werden könne, durch einen Bund des Gegners mit dem Fremden, mit dem Erbfeinde. Drum verbinden sich nun die Perser mit Griechen gegen Sparta, wie sie sich zuvor mit Sparta gegen Griechen verbunden hatten. Die Korinther, Böotier, Argiver und später auch die Athener folgen dem von Sparta zuerst gegebenen unpatriotischen Beispiele und schließen den Bund mit den Persern, eine Art Rheinbund. Agesilaus muß seinem Siegeslaufe Einhalt thun, aus Asien zurückkehren, um die heimischen Feinde zu bekämpfen. Und da auch er nicht im Stande war, trotz der von ihm gewonnenen Schlacht von Koronea, die Verbündeten niederzuwerfen, da der Krieg anfing, gefahrdrohend zu werden, so that Sparta einen Schritt, der den Beweis geben sollte, wie fern es gewesen sei, den gegen Persien unternommenen Krieg als Nationalkrieg zu führen. Sparta schickte den Antalcidas als Gesandten an den Perserkönig, bettelte demüthig um die gnädige Freundschaft und Beihülfe dieses mächtigen Monarchen, um so die Obherrschaft über Griechenland wieder zu gewinnen. Und da Antalcidas wohl wußte, daß dieser mächtige persische Großkönig seine freundschaftliche Hülfe nicht aus uneigennütziger Menschenliebe ihm gewähren würde, so opferte er ein edles Stück Griechenwelt auf, und gestattete, daß Persien sämmtliche an der kleinasiatischen Küste gelegenen Staaten griechischer Nationalität ohne Weiteres annectirte. Antalcidas wäre der Mann gewesen, die Rheingrenze abzugeben und von dem Großkönig annectiren zu lassen.

Dieser Antalcidische Friede, den die Nachwelt allgemein mit dem Namen des ehrlosen Friedens gebrandmarkt hat, mußte doch nun aber für Sparta auch als Entgelt für die schmähliche Preisgebung einen Gewinn schaffen und setzte deshalb weiter fest, daß die besonderen Bündnisse in Griechenland ein Ende haben, daß jeder Kleinstaat frei und unabhängig sein, daß Sparta und der fremde Großkönig „Hüter und Vollstrecker" dieser Bestimmungen sein sollten. Es war dies eine auch in anderen Zeiten und an anderen Orten oft angewendete Taktik, unter dem Scheine einer wohlwollenden Beschützung der Freiheit der Einzelnen die Kraft einer geschlossenen Gesammtheit aufzulösen. Es wurde ja durch den Antalcidischen Frieden förmlich verboten, die Einigung der Nation zunächst in der Form eines auf freier Vereinbarung beruhenden Bundesstaates zu erstreben. Der Antalcidische Friede ist höchst lehrreich. Und Sparta verstand es, die Idee dieses Antalcidischen Friedens zur Geltung zu bringen. Gewaltsam sprengt es die Bündnisse und Genossenschaften, die sich noch gehalten hatten, es wollte seine Hegemonie wie eine alleinberechtigte Centralregierung üben und in despotischer Weise. Doch der Sinn für Gemeinschaft und Bündnisse der naturgemäß näher zusammen gehörenden Staaten war noch nicht so völlig erloschen.

Olynth vereinigte einige der benachbarten, selbständigen Städte zu einem engeren Staatenbunde unter seinem eigenen Vorsitz. Sparta legte Verwahrung dagegen ein als dem Antalcidischen Frieden zuwider, Sparta schickte sogar ein Heer ab, durch welches es Olynth zur Ausführung seiner Beschlüsse zwang. Aber dieses Heer sollte trotz seines Sieges den Sturz Spartas herbeiführen. In seinem Uebermuthe besetzte es die Burg von Theben, aller-

dings auf Anstiften der dortigen aristokratischen Partei. Aber nach schneller Besiegung der Oligarchie verjagte Theben diese Strafspartaner aus der Burg und begann einen Kampf gegen Sparta, der gefährlicher wurde als einer der früheren.

Theben erinnerte sich jetzt, wie es scheint, der schönen von Sparta angeregten Triasidee. Nur wurde der Spieß umgedreht, die Spitze wendete sich gegen Sparta. Theben fand willig Beistand bei vielen Staaten Griechenlands, die gegen Sparta erbittert waren, Athen selbst schloß sich ihm an und gewann bald wieder eine achtunggebietende Seemacht. Das natürliche Streben des Verwandten zur Vereinigung, der benachbarten Kleinstaaten zu Staatengruppen, gewann Leben in einem neuen athenischen und in einem böotischen Bunde unter der Führung von Athen und Theben.

Aber der arglistige Erbfeind war wachsam, Persien mischte sich wieder ein, unter dem Scheine großmüthigen Wohlwollens brachte es eine Versöhnung zwischen Sparta und Athen zu Stande, sprengte dadurch den gegen Spartas Hochmuth und Egoismus gerichteten Bund, drang aber vor allen Dingen wieder auf Durchführung des im Antalcidischen Frieden aufgestellten Grundsatzes der Vereinzelung und scheinbaren Unabhängigkeit der Kleinstaaten.

Theben, gehoben durch Epaminondas und Pelopidas, die wie zwei erhabene Granitfelsen dastehen als großartige Charaktere in einem Oceane von gewöhnlichen Seelen, bleibt fest im Kampfe gegen Sparta, schlägt die furchtbare Schlacht bei Leuctra, Epaminondas zieht in den Peloponnes und versetzt den Spartanern dadurch die empfindlichste Wunde, an der es zuletzt verblutete,

daß er das den Spartanern unterworfene Messenien freimacht. Fast schien es jetzt, als sollte Theben die Obherrschaft gewinnen in ganz Griechenland. Epaminondas faßte selbst den Plan, zur Erreichung dieses Zieles eine Flotte zu erbauen.

Indeß es war Griechenland nicht mehr beschieden, unter einem griechischen Haupte auch nur vorübergehend sich zu einen, sich zu irgend einer nationalen Großthat zu erheben. Die Erbauung einer Flotte wurde von den Gegnern des Epaminondas zwar für eine ganz schöne, aber doch nicht ausführbare Idee erklärt.*) — Alles wiederholt sich nur im Leben. — Thebens aufstrebende Macht erweckte die Eifersucht auch der Kleinstaaten; Theben hatte zwar Athen gezwungen, auf seine Seehegenomie förmlich Verzicht zu leisten, aber es hatte dies doch auch nur dadurch erreicht, daß es sich eben so mit dem Erbfeind verband wie es zuvor Sparta und dann Athen gethan — sie sind eben allzumal Sünder und sündigen alle gegen ihr gemeinsames Vaterland. Der Sinn für die Gesammtheit, die Aufopferungsfähigkeit für das große gemeinsame Vaterland, die Unterordnung des Einzelstaates unter das Ganze ist verloren gegangen, die Selbstsucht hat das Gefühl für die Ehre der Nation erstickt und die ganze Trias, Sparta wie Athen wie Theben, sie alle gehen hin, um von dem persischen Großkönig ihre griechischen Angelegenheiten entscheiden zu lassen. Das sind die Nachkommen eines Miltiades, Leonidas, Themistokles Aristides! Bestechlichkeit, Käuflichkeit, Niedrigkeit der Gesinnung wird da herrschend, wo Selbstverleugnung, Hingebung und Opfer-

*) Geschrieben zu der Zeit, als man auch die Gründung einer deutschen Flotte bekämpfte, „es sei eine schöne, aber nicht ausführbare Idee."

muth Gemeingut gewesen waren. Das hehre Griechenland war dahin. Dem schlauen Nachbar Philipp von Macedonien, dessen goldene Waffen gefährlicher waren als die von Erz und Eisen, wurde es eine leichte Beute. Die Scheinfreiheit, die er noch beließ, verschwand unter seinem welterobernden Sohne.

Werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf die ganze Auseinandersetzung.

Die Griechen sind zu einer Einheit verbunden durch Uebereinstimmung in Abstammung und Sprache, in Religion und Sitte, in Denk- und Empfindungsweise, in bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen, in Ueberlieferungen und Sagen; sie haben ein durch das Bewußtsein dieser Uebereinstimmung hoch gesteigertes, warmes Nationalgefühl, das sie zu einem heldenmäßig geführten Nationalkrieg begeisterte, — und doch bringen sie bei alledem es nie zu der Bildung einer wirklichen Staatseinheit, nicht zu einem festen Staatenbunde, viel weniger zu einem Bundesstaate, dessen einheitliches Centralorgan die Kräfte der Gesammtheit zur Verfügung gehabt hätte.

Und der Grund?

Weil das Nationalgefühl, bei aller Lebendigkeit und Wärme, doch nicht die Kraft gewonnen hatte, über die einmalige Gefahr hinaus den Stammesegoismus zu beherrschen, der in der Staateneifersucht sich kund thut.

II.

Friedrichs des Großen Kriege und die nationale Entwickelung Deutschlands.

Wenn ich als Thema für den heutigen Vortrag die Kriege Friedrichs bezeichnet habe, so ist es nicht meine Absicht, die kriegerischen Operationen im Einzelnen vorzuführen, die taktischen Bewegungen, die strategischen Manöver, oder lebendige Schlachtgemälde zu liefern, oder ergreifende Scenen des bewegten kriegerischen Lebens zu schildern.

Ich werde von den kriegerischen Ereignissen nur die wichtigsten berühren, um an den Gang, den die Kriege genommen haben, zu erinnern, und von militairischen Details werde ich nur einige wenige charakteristische anführen.

Meine eigentliche Aufgabe aber wird sein, die Stelle zu bezeichnen, welche die Kriege Friedrichs, und besonders der siebenjährige Krieg, in der Entwickelung der Geschicke unseres preußischen und deutschen Vaterlandes einnehmen.

Zu dem Ende muß ich etwas weiter ausholen und zunächst manches berühren, was von dem Thema scheinbar weit abliegt, aber nur scheinbar.

Das mittelalterliche Kaiserthum war zu Grunde gegangen. Karl V. war der letzte deutsche Fürst gewesen, der den Versuch gemacht hatte, es in alter Glorie und Herrlichkeit wieder herzustellen. Was ihm, dem mächtigsten aller Habsburger, nicht gelungen war, das durften seine an Thatkraft wie an Machtfülle ihm weit nachstehenden Nachfolger nicht hoffen zu erreichen.

Der Kampf um dieses mittelalterliche Kaiserthum hatte aber das deutsche Königthum zu Grunde gerichtet. Das Streben nach dem Glanze der Kaiserkrone hatte die Macht der Königskrone gebrochen.

Die Lehnsträger und Vasallen, ursprünglich nur absetzbare Reichsbeamte, hatten zwar überall gesucht, das Verhältniß zu ihrem Lehnsherrn zu lockern und sich unabhängiger zu machen. Nirgends aber war ihnen dies in dem Maße gelungen, wie in Deutschland. Während in Frankreich und anderen Ländern die monarchische Gewalt sich mehr und mehr befestigt, die Zügel des königlichen Regimentes straffer gezogen werden und die Kronvasallen, die Pairs d. h. die Königsgleichen, allmählig zu einfachen Unterthanen des Königs herabgedrückt werden, gelingt es in Deutschland den Lehnsträgern, ihrem Könige bei seinen Kaiserkämpfen mehr und mehr Rechte abzuringen, bis sie zuletzt als reichsunmittelbare Herren und Grafen, Fürsten, Herzöge und Kurfürsten, volle Landeshoheit gewinnen und selbst Königskronen sich aufs Haupt setzen.

Sie, die ihre ursprünglich nicht erblichen, entziehbaren Lehen zu erblichem, unverlierbarem Eigenthum gemacht hatten, hatten doch dem nur bei Erblichkeit wirkliche Kraft besitzenden Königthume die Erblichkeit rechtlich nicht gewährt. Der deutsche

Wahlkönig hatte zwar nunmehr das Vorrecht eingeräumt erhalten, auch ohne von dem Papste gekrönt zu sein, den Titel eines deutschen Kaisers zu führen. Das war doch aber ein gar eitler Gewinn gegenüber der Einbuße an politischer Macht und monarchischer Regierungsgewalt. Im Innern des Reiches waren die kaiserlichen Machtbefugnisse zu einem Minimum zusammengeschrumpft. Die einzelnen Reichsfürsten waren die wirklichen Inhaber der Regierungsgewalt, die sie allmählig zur vollen Souveränetät ausbildeten. Das Eine deutsche Reich war in eine Unzahl größerer und kleinerer Staaten zerfallen und bot das sonderbare Schauspiel dar, ein noch immer die (thatsächlich schon verloren gegangene) Reichseinheit repräsentirendes, nominelles Oberhaupt, den Kaiser, **ohne** eigentliche Exekutivgewalt zu besitzen und unter demselben, oder vielmehr thatsächlich neben (selbst über) demselben eine Menge Staatsoberhäupter **mit** wirklicher Exekutivgewalt. Ein jeder von ihnen verfolgte einseitig nur seine besonderen Interessen. Deutschland wurde die Pflanzstätte des einseitigsten Particularismus, des traurigsten Sondergeistes.

Die Unmöglichkeit, in der sich der Kaiser als Reichsoberhaupt befand, in diesem so organisirten, oder vielmehr desorganisirten Körper die Glieder aus eigener kaiserlicher Kraft in Gehorsam zu halten, in diesem Scheinreiche ein wirkliches Reich, ein thatkräftiges Regiment zu führen, eine wirkliche kaiserliche Herrschaft auszuüben, diese Unmöglichkeit führte die andere Unmöglichkeit für den Kaiser mit sich, die Kräfte des deutschen Reiches zum Schutze des deutschen Reiches angemessen würdig zu verwenden, dem Reiche die Stellung in Europa zu erhalten, die es im Mittelalter zur Zeit der Blüthe der kaiserlichen Macht gehabt hatte.

Der Kaiser war ohnmächtig im Innern des Reiches, er war ohnmächtig nach außen hin. War er überhaupt mächtig, so war er es nur durch seine Hausmacht.

Gestützt auf eine bedeutende Hausmacht konnte er allerdings auch als Kaiser eine bedeutende Macht ausüben, wenn er selbst eine bedeutende Persönlichkeit war, wenn er es verstand, die Reichsglieder durch schonende und rücksichtsvolle Behandlung für sich und seine Politik zu gewinnen und die Mittel, welche der immerhin weit strahlende Glanz der Kaiserkrone durch Gunstbezeugungen, Ehrenauszeichnungen, Bevorzugungen, Ernennungen, Standeserhöhungen, Privilegien aller Art bot, klug und umsichtig anzuwenden.

War aber eine bedeutende Hausmacht die Grund- und Vorbedingung, um auf dem Kaiserthrone auch kaiserlich wirken zu können, so war es auch natürlich, daß jeder erbliche deutsche Landesfürst in dem Streben, seine Hausmacht zu mehren, durch die Erhebung auf den Kaiserthron noch weiter angespornt wurde. Es entstand dann nur die heiklige Frage: Soll die Kaisermacht oder soll die Hausmacht Mittel zum Zwecke sein? Soll für den Fall des Conflictes der Interessen das kleinere, aber menschlich allerdings näher liegende egoistische Interesse der Hausmacht dem größeren, nationalen Interesse der Kaisermacht unter- oder übergeordnet werden?

Wäre es gelungen, die Kaiserkrone in irgend einem deutschen Fürstenhause erblich zu machen, oder hätten die, wenn auch nicht gesetzlich, so doch factisch erblichen Kaiser aus dem Habsburgischen Hause ihre Hausmacht nicht vorzugsweise in außerdeutscher Nationalität gehabt, hätten sie ein Herz gehabt für das Interesse

des deutschen Vaterlandes, so würde sich die Frage anders entschieden haben, als sie sich thatsächlich entschieden hat.

Die Hausmacht der Nachfolger Karls V. aus Habsburgischem Stamme bestand aber vorzugsweise aus nicht deutschen Elementen. Das deutsche Erzherzogthum Oestreich war unbedeutend im Verhältniß zu dem großen undeutschen Königreich Ungarn, und zu dem weit überwiegend slavischen Königreich Böhmen, und dem slavischen Oberschlesien, zu den slavonischen, serbischen, croatischen, bosnischen, walachischen Ländern. Danach war es nicht zu erwarten, daß die Habsburgische Politik einen deutsch-nationalen Charakter annehmen werde, daß sie jemals im Stande sein werde, durch das deutsche Interesse sich bestimmen zu lassen oder gar mit demselben sich zu identificiren. Und in der That die Politik keines deutschen Kaiserhauses ist je undeutscher gewesen als die Habsburgische, ja man muß sagen, daß, so lange das Haus Habsburg bestand, die Politik fast keines deutschen Fürstenhauses undeutscher gewesen ist als die Habsburgische, obgleich doch mancher dunkle Fleck nicht bloß auf den geistlichen Fürsten ruht.

Es war ja Böhmen, das die Veranlassung zu dem grausigen dreißigjährigen Kriege gab. Böhmen, das mit dem kirchlichen Drucke auch den Druck des Hauses Habsburg abwerfen wollte, sollte wieder zum Gehorsam gebracht werden, zum politischen und zum kirchlichen. Und der dreißigjährige Krieg führte die Schweden und Franzosen nach Deutschland, trennte im Westphälischen Frieden ein Stück deutschen Landes für Frankreich ganz ab und unterwarf ein anderes Stück deutschen Landes schwedischer Herrschaft und

gab so dem Auslande das Recht, in deutschen Angelegenheiten mit zu bestimmen.

Und ein Habsburger Kaiser, Leopold I., war es, der den französischen König Ludwig XIV. in Deutschland nach Art der Barbaren hausen und mordbrennerisch wüthen ließ, der es zuließ, daß mitten im Frieden die Perle des deutschen Reiches, Straßburg, von demselben Ludwig dem deutschen Vaterlande geraubt wurde, damit er, der deutsche Kaiser, der deutsche Schirm und Hort, nur in Ungarn das verlorne Gut wiedererobern und den Kampf gegen die wilden Nachbarn seiner undeutschen Hausmacht, gegen die Türken, kämpfen könne.

Und Habsburgische deutsche Kaiser waren es, die den spanischen Erbfolgekrieg zum Theil auf Deutschlands Fluren und mit deutschem Blute, aber nicht im deutschen, sondern im rein dynastischen, Habsburgischen Familieninteresse führten, damit sie die welschen Lande Neapel, Sardinien, Mailand, Mantua und die spanischen Niederlande ihrer Hausmacht hinzufügten.

Und ein Habsburgischer deutscher Kaiser war es, der die Bande, die das Herzogthum Lothringen an Deutschland knüpften und die zwar schon gelockert, aber doch noch vorhanden waren, gänzlich löste und das deutsche Grenzland an Frankreich fallen ließ, und zwar wiederum aus dynastischem, Habsburgischen Interesse, damit sein Schwiegersohn Franz das schöne Großherzogthum Toscana erhalten, dem Gemahle aber seiner Nichte, dem Kurfürsten August von Sachsen, die polnische Königskrone, die dessen Vater schon mit Unehren und seinem eigenen Erblande Sachsen zum Verderben getragen hatte, aufs Haupt gesetzt werden könnte.

So gab der letzte Habsburger das letzte Stück deutschen Landes weg, das Deutschland noch nicht wiedergewonnen hat.

Der erste Kaiser aus Habsburgischem Stamme, der einfache Graf Rudolph, war für Deutschland der Retter aus tiefer Noth geworden. Seine Politik war eine durchaus deutsche. Wären seine Nachfolger seine Wege gewandelt, es wäre um Deutschland anders bestellt gewesen.

Aber schon sein Sohn Albrecht bestieg nicht mehr als einfacher Graf von Habsburg den deutschen Kaiserthron, sondern als Herzog von Oestreich. Seitdem aber Habsburg zu Oestreich und Oestreich zu Habsburg kam, trat auch die egoistische undeutsche Hausmachtspolitik an die Stelle der deutschen Politik Rudolphs. Habsburg-Oestreich hat Deutschland ruinirt, hat das deutsche Reich seiner Auflösung entgegengeführt.

Wie aber in der physischen Welt, bei der Frucht des Feldes, erst wenn der Auflösungsproceß anfängt, der Keim zum neuen Leben sich entfaltet und im Verhältniß der fortschreitenden Auflösung sich auch die Triebkraft des Keimes entwickelt, um einen neuen Organismus zu gestalten, also auch in der moralischen Welt, im socialen, im staatlichen Leben.

Der Keim zu einem neuen deutschen Reiche an Stelle des seiner Auflösung entgegengehenden alten deutschen Reiches zeigte sich, als das edle Geschlecht der Hohenzollern aus Süddeutschland nach Norddeutschland kam, dort das in tiefen Verfall gerathene Kurfürstenthum Brandenburg übernahm, durch kraftvolles Regiment Gesetz und Ordnung wiederherstellte, durch besonnene und umsichtige Verwaltung den Wohlstand des Landes beförderte, Ackerbau, Handel und Gewerbe zur Blüthe brachte.

Das Kurfürstenthum gewann im Innern einen bei seinen geringen natürlichen Hülfsquellen nie geahnten Aufschwung durch die wohlgeordnete und sparsame, wohlwollende und sorgsame Regierung, und gewann nach außen hin einen bisher auch noch nie erreichten Grad von Macht und Einfluß durch die großen Persönlichkeiten, die die Kurwürde bekleideten und die den Umfang des Länderbesitzes bald durch Erbschaften, bald durch Verträge, bald durch Leheneinziehungen, bald durch glückliche Friedensabschlüsse dauernd zu vergrößern wußten. Die Reformation wurde eingeführt, Kunst und Wissenschaft wurde gepflegt; Alles, was geistiges Leben heißt, fand hier den günstigsten Boden; Alles was daheim um der Religion willen Druck und Verfolgung zu erdulden hatte, fand hier eine Zufluchtsstätte.

Die Herstellung und Aufrechterhaltung geordneter und gesicherter Zustände, die Förderung der materiellen Wohlfahrt war überall das erste und nächste Ziel, das die brandenburgische Politik sich stellte, und mußte es sein. Daß sie sich aber darauf nicht beschränkte, daß sie es vielmehr als ihre höhere, als ihre eigentliche Aufgabe ansah, das moralische Wohl des Volkes zu fördern, durch strenge Rechtlichkeit der Verwaltung voranzuleuchten, alle sittlichen Kräfte des Menschen zu entfalten, alle Lebensverhältnisse geistig zu durchdringen, die höchsten Interessen, die edelsten Güter der Menschen zu schützen, das Recht des Individuums und somit die Freiheit der religiösen Ueberzeugung zu achten und in einer Zeit, wo alles Nationalgefühl geschwunden zu sein schien, noch für die Interessen des deutschen Gesammtvaterlandes einzustehen — das war der Hebel, durch den sich Kurbrandenburg zum deutschen Musterstaate aufschwang. Von

seiner Entwickelung, davon überzeugte man sich bald, hing die Zukunft Deutschlands ab.

Darum schauten mit Hoffnung die ächten Patrioten aller deutschen Gauen, mit Furcht aber alle undeutschen Egoisten und Particularisten, besonders Habsburg-Oestreich, auf Hohenzollern-Brandenburg. Und als das Haus Hohenzollern gar noch das Herzogthum Preußen und in demselben die Souveränetät gewann, da erreichte die Furcht Habsburg-Oestreichs schon einen solchen Grad, daß der Kaiser Leopold, der Schützer des deutschen Reiches, die Interessen des deutschen Reiches preisgab, gegen sein eigenes Fleisch wüthete.

Kaiser und Reich führten Krieg gegen den deutschen Erbfeind, den französischen König Ludwig XIV. Der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, betheiligte sich als Reichsfürst in aufopfernder Weise an diesem Kampfe für Deutschland. Seine bedeutende, imponirende Persönlichkeit, sein hervorragendes Feldherrntalent waren dem kleinlichen, neidischen Kaiser drückend. Der Kaiser gab seinen eigenen Generalen Befehl, den Kurfürsten bei seinen kriegerischen Unternehmungen nicht zu unterstützen, nicht im Einklange mit ihm zu handeln, ja im Stillen ihm entgegen zu arbeiten, nur damit dem großen Kurfürsten nicht das Kriegsglück zu Theil werde, damit dem nicht der Ruhm erwüchse, für Deutschland den Sieg erfochten zu haben, des deutschen Reiches Schirm und Retter geworden zu sein.

Ja mehr noch. König Ludwig von Frankreich erkennt dennoch in dem großen Kurfürsten den bedeutsamsten und wichtigsten unter seinen Gegnern. Er veranlaßt die Schweden zu einem gefahrbringenden Einfall in die Lande des Kurfürsten. Dem

Kurfürsten gelingt es, im Verlaufe des Krieges die Schweden nicht bloß aus seinen Landen zu treiben, sondern ihnen auch den größten Theil der Gebiete des deutschen Reiches, die ihnen leider der Westphälische Frieden eingeräumt hatte, abzunehmen, ganz Vorpommern, die Insel Rügen, die wichtigen Städte Stettin, Stralsund u. a. Der Kaiser beeilt sich nunmehr Frieden mit Frankreich zu schließen und erklärt dabei, daß er die Abtretung dieser deutschen Lande von Schweden an Kurbrandenburg verhindern werde, denn er wolle nicht, daß sich an der Ostsee ein neuer König der Wenden erhebe. Der Kurfürst, der für Kaiser und Reich das Schwert ergriffen hatte, mußte, jetzt von Kaiser und Reich verlassen, den Frieden schließen und die deutschen Eroberungen an den Fremden wieder herausgeben. In tiefster Entrüstung warf er die Feder, mit welcher er die Friedensurkunde unterschrieben hatte, hin und rief prophetisch die denkwürdigen Worte des römischen Dichters aus:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!"

„Aus meinem Grabe möge dereinst ein Rächer erstehen."

Kaiser Leopold hatte unzweideutig genug gehandelt. Brandenburg-Preußen darf nicht wachsen um Oestreichs willen, es darf nicht wachsen, sollte auch darum das Reich geschädigt werden.

Der Gegensatz, der sich zwischen Brandenburg-Preußen und Oestreich jetzt schon zu einer solchen Höhe entwickelt hatte, wurde noch bedeutsamer durch ein Ereigniß, welches sich in Brandenburgs Nachbarlande, in Kursachsen, zugetragen hatte. Der Kurfürst August, der Fürst des Landes, welches die Wiege der Reformation gewesen war, hatte keinen Anstand genommen, zu dem Katholicismus überzutreten, um sich dadurch den Weg zum pol-

nischen Königsthrone zu bahnen. In eitler Verblendung hatte er nicht gesehen, einen wie folgenschweren Schritt er damit gethan. Die Königskrone, wenn auch eine polnische, war freilich glänzender als der Kurhut; die äußeren Ehren schmeichelten mehr der Eitelkeit. Aber der erbliche Kurfürst verlor in doppeltem Maaße an Macht und Einfluß. Der deutsche Fürst, der bisher unbestritten als der Schirmvoigt des Protestantismus in Deutschland, ja auf dem Continente angesehen wurde, hatte in dieser seiner Stellung abgedankt. Das Amt, ein Hüter und Hort des Protestantismus zu sein, ging nunmehr nothwendiger Weise auf den mächtigsten protestantischen Fürsten Deutschlands über, auf den Kurfürsten von Brandenburg.

Brandenburg-Preußen erhielt dadurch ein neues Moment für seine geistige Präponderanz; die Aufgabe, die ihm wurde, entsprach seiner eigensten Natur, das freie geistige Leben überall zu schirmen und zu schützen, für eine Idee einzutreten auch über die Grenze des eigenen Landbesitzes hinaus.

Der Gegensatz zwischen Brandenburg-Preußen und Oestreich hatte sich als ein naturnothwendiger gezeigt, als ein unversöhnlicher. Brandenburg-Preußen erkannte sich als den Staat der Zukunft, dessen Basis das geistige Leben ist, der ein feines Verständniß hat für die immer wechselnden, immer neu sich gestaltenden ideellen Bedürfnisse, der Augen und Ohren offen hat für neu sich entwickelnde Kräfte, um sie in die richtigen Bahnen zu leiten; — gegenüber Oestreich, dem Staate der Vergangenheit, der kein Verständniß für die neue Zeit hat, und mit eisernen Banden das Abgestorbene als noch Lebendes festzuhalten sucht.

Je mehr sich die Ueberzeugung aufdrängte, daß Brandenburg-Preußen zu einer großen Zukunft berufen sei, um so mehr mußte auch das Streben eintreten, dem Staate äußerlich durch Glanz und Ehre eine Stellung zu geben, die deutlich auf die Zukunft hinwies.

Dem großen Kurfürsten hatte sich schon die Gelegenheit geboten, sich eine Königskrone auf das Haupt zu setzen. Aber es war die polnische Krone und der große Kurfürst widerstand den Sirenentönen der polnischen Königswähler, denn er war einsichtiger als der sächsische Kurfürst und sagte sich, daß der Einsatz größer sei als der Gewinn.

Anders aber stellten sich die Verhältnisse, wenn der Glanz einer Königskrone dem festen, eigenen Besitze gegeben wurde. Dem Sohne des großen Kurfürsten war es beschieden, dies Ziel zu erreichen und sein souveränes Herzogthum Preußen zum Königreiche zu erheben. Aber es würde ihm nicht gelungen sein, die Zustimmung und Anerkennung des Kaisers zu gewinnen, wenn dieser nicht in rein habsburgisch-dynastischem Interesse bei der bevorstehenden Erledigung des spanischen Thrones der Unterstützung Brandenburg-Preußens zu sehr bedurft hätte.

Der sächsische August hatte durch Annahme einer fremden Königskrone sein deutsches Kurland herabgedrückt und ihm seine Bedeutung genommen. Der brandenburgische Friedrich gab durch Annahme der preußischen Königskrone seinem deutschen Kurlande eine erhöhte Bedeutung. Er stellte, wie sein Enkel König Friedrich II. sagt, seinen Nachfolgern dadurch ein erhöhtes Ziel hin, das sie erst zu erreichen hätten.

Der Kaiser sah zu spät ein, daß er, verblendet durch die

nächsten dynastischen Hausinteressen, einen großen politischen Fehler begangen habe in der Genehmigung der Erhöhung des brandenburgischen Kurfürsten zum preußischen Könige. Ein scharfsichtigerer Staatsmann hatte sich auch dahin geäußert, daß die Minister, die dem Kaiser dazu gerathen, die Strafe des Stranges als Hochverräther verdient hätten.

Was nicht mehr ungeschehen gemacht werden konnte, sollte wenigstens möglichst unschädlich gemacht, weiteres Wachsthum sollte möglichst gehindert werden.

Preußen hatte Aussicht, seinen Territorialbesitz zu erweitern, wenn der Jülich-Clevische Erbfolgestreit zu seinen Gunsten gegen Pfalz-Sulzbach entschieden würde. Oestreich will dies hintertreiben. Wiederum aber nöthigen rein dynastische Interessen zugleich den Kaiser, den König von Preußen nicht bloß zu schonen, sondern ihn wo möglich für seine nächsten Zwecke zu gewinnen.

Kaiser Karl VI. nehmlich war der letzte seines Stammes. Er wußte, daß mit ihm das Haus Habsburg in männlicher Linie ausstarb. Aber er hatte eine Tochter, Maria Theresia, auf die er den Gesammtbesitz der habsburgischen Erblande vererbt sehen wollte. Das konnte nur durch Einführung eines neuen Erbfolgegesetzes geschehen. Dieses neue Erbfolgegesetz, die sogenannte pragmatische Sanction, zur Anerkennung zu bringen, war des Kaisers eifrigstes Bemühen. Gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction (im Vertrage von Wusterhausen) versprach der Kaiser dem Könige Friedrich Wilhelm, alle Schwierigkeiten in Betreff der Jülich-Bergschen Erbschaft zu beseitigen und die Linie Sulzbach dahin zu bringen, ihren Ansprüchen zu entsagen.

Aber was geschieht? Man glaubt seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, wenn man hört, daß der Kaiser gegen Pfalz-Sulzbach in umgekehrter Richtung ähnliche Versprechen gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction abgiebt, ja daß er noch weiter geht und es zu der Bestimmung bringt, daß beim Aussterben von Neuburg zunächst Sulzbach sofort in den wirklichen Besitz des streitigen Erbes treten sollte, und daß dann erst in den nächsten zwei Jahren auf dem Rechtswege die Entscheidung herbeigeführt werden solle.

In Entrüstung über dieses zweideutige, unredliche Verfahren des Kaisers rief der betagte König, auf seinen Sohn zeigend, aus: „Hier steht einer, der mich rächen wird."

Dieser Rächer, den der große Kurfürst schon prophezeit und den der König Friedrich Wilhelm schon bestimmt bezeichnet hatte, er betrat in **Friedrich II.** den preußischen Thron.

Wenige Monate später starb der letzte Habsburger. Es war ein Ereigniß von außerordentlicher Tragweite.

Die Rechtsgültigkeit der pragmatischen Sanction wurde bestritten, auf das Habsburgische Erbe wurden von verschiedenen Seiten Ansprüche erhoben. Der Oestreichische Erbfolgekrieg brach aus.

Friedrich II. begriff, daß seine Zeit gekommen sei. Er fühlte die Kraft in sich, die ihm beschiedene Aufgabe zu lösen. Die Aufgabe aber war, sein Reich, das nach seinem eigenen Ausdruck noch ein Zwitterwesen zwischen Kurfürstenthum und Königreich war, zu einem **wirklichen Königreich** zu machen, zu einem **deutschen** Königreiche, welches bei der immer weiter fortschreitenden Zersetzung und Auflösung des deutschen Reiches der feste Ankergrund werden sollte für alle Hoffnungen auf dereinstige Neuge-

staltung des deutschen Vaterlandes. Das war der eigentliche Rechtstitel zu seinen Kriegen gegen Oestreich, die historische Aufgabe war es, die Preußen zugefallen ist, und die er ihrer Lösung um ein Bedeutendes näher zu führen sich berufen fühlte. Die Anrechte, die er für sein Haus auf die schlesischen Herzogthümer wieder in Anspruch nahm, dienten ihm nur als Veranlassung, als Handhabe.

Die Forderung Friedrichs, ihm die schlesischen Herzogthümer herauszugeben, wurde stolz zurückgewiesen. In der Hofburg zu Wien war man entrüstet, daß der Reichsfürst, der in seiner Eigenschaft als Reichserzkanzler dem Kaiser die Dienste eines Kammerdieners zu leisten habe, der Kaisertochter in solchem Tone zu sprechen wage.

Jetzt eröffnete Friedrich einen Kampf, dessen Bedeutung bis in unsere Tage reicht, dessen Bedeutung noch weit über unsere Tage hinaus reichen wird, so lange noch von einem Preußen, von einem protestantischen Deutschland gesprochen werden wird.

Die Verhältnisse waren günstig. Die Oestreichische Armee in einem jämmerlichen Zustande. Vor kurzer Zeit erst hatte sie gegen die Türken große Niederlagen erlitten, ansteckende Krankheiten, ja die Pest, hatten sie noch mehr zu Grunde gerichtet. Ihr großer Führer, Eugen von Savoien, war nicht mehr. Die Sorge für die Armee war verschwunden; die Stärke derselben war herabgegangen, sie selbst entmuthigt.

Dazu kam der zerrüttete Zustand der östreichischen Finanzen. Die Staatsschulden hatten eine Höhe erreicht, daß eine Deckung durch die Einnahmen nicht möglich schien.

Am Wiener Hofe aber stand die Intrigue in Blüthe und

damit war natürlich zugleich gegeben Uneinigkeit unter den Ministern und unter den Generalen. An der Spitze des Reiches aber als Erbin eine junge unerfahrene Fürstin, deren Gemahl Großherzog Franz von Toscana sich gern damit begnügte, Gemahl der Kaisertochter sein zu dürfen.

Dem gegenüber stand in Preußen ein junger, thatendurstiger König, der zum Kriegsgott geboren schien und die Kraft eines Kriegsgottes in sich fühlte; der von der Idee erfüllt war, die Aufgabe zu lösen, die ihm zugefallen war, seinen Staat zu dem ersten Staate Deutschlands zu erheben und ihm eine europäische Stellung zu geben; der ein Rächeramt von seinem Urahnen wie von seinem Vater ererbt hatte und es an dem Hause Oestreich vollziehen sollte; der für die Geringschätzung strafen wollte, mit welcher die Friedensliebe seines Vaters behandelt worden war. Und diesem Könige stand zur Seite eine wohlgeschulte Armee, die durch keine türkischen Niederlagen gedemüthigt war, die noch auf die Lorbeeren von Fehrbellin und Turin stolz blickte. Zudem noch ein wohlgefüllter Staatsschatz, den der sparsame König Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne hinterlassen hatte.

Am 16. December 1740 rückten die preußischen Truppen über die östreichische Grenze. Nach wenigen Wochen schon, am 3. Januar 1741 öffnete ihnen Breslau seine Thore. Am 9. März fiel die Festung Glogau, am 10. April gewann der König die große Schlacht von Mollwitz durch die vorzügliche Tapferkeit und Disciplin seiner Truppen so wie die Umsicht Schwerins. Das Geschick Schlesiens wurde durch diese Schlacht eigentlich schon entschieden, so sieht es der König selbst an. Die Oestreicher hatten über 7000 Todte. Der Ruhm der preußischen Waffen

war gegründet. Sechs brandenburgische Prinzen hatten an der Schlacht Theil genommen; einer von ihnen, Markgraf Friedrich von Schwedt, blieb auf dem Schlachtfelde.

Die Nachricht von dieser Schlacht wirkte mächtig. Die Fürsten Europas schauten mit staunender Achtung auf Friedrich und sein Heer. Sie schickten ihre Gesandten zu ihm und bewarben sich wetteifernd um seine Bundesgenossenschaft. Sein Feldlager glich bald, wie er sich selbst ausdrückte, einem Congresse. Jetzt erst begann der eigentliche östreichische Erbfolgekrieg. Sachsen, Baiern, Frankreich, später auch Spanien erklären Oestreich den Krieg.

Friedrich schließt sich dem Bunde an. Er ist der Löwe der Cabinette. Berlin wird während der Wintermonate der Mittelpunkt der europäischen Verhandlungen: Frankreich, England, Rußland, Spanien, Schweden, Dänemark wetteifern, Friedrich für sich zu gewinnen. Friedrich dringt in Böhmen und Mähren ein, nimmt Olmütz, geht über Znaim bis Göding an der ungarischen Grenze, Zietheusche Husaren erscheinen in Stockerau, wenige Meilen von Wien.

Aber die Zweideutigkeit und Unzuverlässigkeit seiner Verbündeten zwingt ihn zurückzugehen. Er will jetzt auf Maria Theresias Wünsche eingehen, die ihm durch englische Vermittelung einen Frieden unter Abtretung eines Theiles von Schlesien hatte anbieten lassen, findet aber den östreichischen Hof schon wieder hochfahrend und wenig zugänglich. Er sieht eine neue Bestätigung der alten Erfahrung, daß der östreichische Hof ganz von äußern Eindrücken beherrscht wird, daß er im Glücke hochmüthig, im Unglück kriechend ist und daß Friedensverhandlungen mit Oestreich nur gelingen können, wenn es vorher gründlich geschlagen worden.

Er muß deshalb erst den zweiten großen Sieg in der Schlacht bei Czaslau und Chotusitz erfechten. Wie Ludwig XIV. in dem großen Kurfürsten, so hatte Maria Theresia in Friedrich II. den gefährlichsten der Gegner nunmehr erkannt. Um ihn unschädlich zu machen, konnte sie aber nicht wie Ludwig XIV. verfahren; sie mußte ihn zufriedenstellen und seine jetzt erhöhten Forderungen bewilligen. Sie schloß Frieden mit ihm und trat ihm Schlesien und die Grafschaft Glatz in dem Grenzumfang ab, der bis in die neuste Zeit gültig geblieben ist.

Wie richtig Maria Theresia den König beurtheilt hatte, zeigte bald der weitere Verlauf des östreichischen Erbfolgekrieges. Ihre Gegner werden überall zurückgedrängt, der inzwischen zum Kaiser gewählte Kurfürst von Baiern wird aus seiner eigenen Hauptstadt vertrieben und irrt flüchtig umher, ein wahres Jammerbild eines deutschen Kaisers, von Frankreich sich Lebensunterhalt betelnd. Sachsen, Sardinien, Holland treten auf Oestreichs Seite.

Friedrich überzeugt, daß Maria Theresia nach der vollständigen Besiegung ihrer Feinde sofort Schlesien zurückfordern würde, schließt sich dem Kaiser Karl VII. wieder an. Im August 1744 beginnt der zweite schlesische Krieg. Schon am 16. September ergiebt sich Prag mit 18,000 Mann streitfähiger Truppen.

Karl von Lothringen glaubt durch einen Einfall in Schlesien dieses neue preußische Kronjuwel wieder entreißen zu können. Die Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) soll ihn seines Irrthums belehren. Die mit Oestreich verbundenen Sachsen fühlen hier zum ersten Male die Schärfe des preußischen Schwertes. Von den Feinden decken 4000 Todte und 5000 Verwundete das Schlachtfeld; 7000 werden gefangen, darunter 4 Generale, 200

Officiere; 76 Fahnen, 7 Standarten, 60 Kanonen werden erbeutet.

Kurze Zeit danach liefert Friedrich den Oestreichern eine zweite Schlacht, wieder auf Oestreichischem Boden, bei Sorr oder Sohr, unweit Trautenau, demselben Kampfplatz, der in unseren Tagen wieder die preußischen Waffen hat glänzen sehen. 18,000 Preußen schlugen 40,000 Oestreicher.

Im November erleiden die Sachsen eine zweite Niederlage bei Groß=Hennersdorf, im December eine dritte bei Kesselsdorf. Oestreich und Sachsen wünschen nunmehr den Frieden dringend, zehn Tage nach der Schlacht bei Kesselsdorf wird er am Weihnachtstage 1745 zu Dresden unterzeichnet. Der Breslau=Berliner Friede wird darin bestätigt, Friedrich im rechtmäßigen Besitze von Schlesien anerkannt. Sachsen zahlt eine Million Thaler Kriegskosten und verpflichtet sich, niemals einem Feinde des Königs von Preußen den Durchzug durch das Land zu gestatten.

Das ist das Resultat des zweiten schlesischen Krieges.

Der kleine, mit Geringschätzung betrachtete König von Preußen, dessen Gesammtbesitz zu Anfang des ersten schlesischen Krieges nur 2200 Q.=M. umfaßte, dessen Reich nicht eine geschlossene Masse war, sondern aus vielen weit auseinanderliegenden Gebietstheilen bestand, hatte in dem ersten Kriege einen Kampf eröffnet gegen einen Gegner, der über die Streitkräfte verfügte von Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol.

Und diesen Gegner hatte er gezwungen, ihm Schlesien abzutreten.

Im zweiten schlesischen Kriege waren die Besitzverhältnisse

zwar in sofern anders, als Preußen um Schlesien mit fast 700 Q.-M. (688 Q.-M.) gewachsen, Oestreich um eben so viel verringert war. Dies wurde aber mehr als ausgeglichen dadurch, daß Kursachsen sich mit Oestreich verbunden hatte, daß Oestreich zudem noch nach außen hin durch Sardinien, Holland und England unterstützt wurde, und durch den inzwischen erfolgten Tod des Kaisers Karl VII. auch Baiern als Gegner verlor.

Maria Theresia brütete Rache. Schlesien sollte wiedergewonnen werden. Nein, das genügte nicht, das war keine sühnende Rache. Der König von Preußen sollte vernichtet werden, sein Reich sollte zerstückelt, Friedrich zum bescheidenen Markgrafen von Brandenburg wieder herabgedrückt werden.

Aber wie dies Ziel erreichen? Es schien nur ein Mittel dazu übrig, wenn die ganze traditionelle Politik des Hauses Oestreich aufgegeben würde.

Länger als zwei Jahrhunderte hindurch hatte Oestreich in Frankreich seinen Hauptfeind, den Hauptgegner aller seiner politischen Bestrebungen gesehen. Frankreich hatte den östreichischen Erbfolgekrieg noch bis zum Jahre 1748 fortgesetzt. Dem gegenüber hatte Oestreich eine Unterstützung gesucht bei den sogenannten Seemächten. Diese Allianzen hatten die traurigen Resultate der beiden ersten schlesischen Kriege nicht abgewendet. Vielleicht werden bessere Resultate gewonnen bei einer Verbindung mit dem alten Gegner Oestreichs, mit Frankreich.

Allerdings kostete es große Mühe, die ererbte Abneigung gegen Frankreich niederzukämpfen. Aber es galt, zwischen zwei Uebeln das geringere zu wählen. Und es war das größere Uebel, ja es war das größte Uebel für Oestreich, einen Emporkömmling in Deutsch-

land dulden zu sollen, der die europäische Machtstellung Oestreichs zu untergraben, der Oestreichs maßgebenden Einfluß in Deutschland zu lähmen drohte. War Frankreich doch ein ebenbürtiger Gegner. Lieber darum französischem Hochmuthe schmeicheln, als die gefährlichen Bestrebungen des deutschen Vasallen ungestraft lassen. Kaunitz bringt das formelle Bündniß zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande.

Soll aber Preußen zerschmettert werden, so reicht der Bund nur mit Frankreich nicht aus. Rußland wird um so leichter gewonnen, als die sittenlose Kaiserin Elisabeth durch Friedrichs II. scharfe Zunge persönlich sich beleidigt fühlt; und Kursachsen um so leichter, als es ja auch wegen seiner Niederlagen im zweiten schlesischen Kriege Rache nehmen wollte.

Der indolente Kurfürst von Sachsen selbst würde vielleicht nicht sich zu einem Kriege entschlossen haben. Ihm genügte der Glanz der polnischen Königskrone, und Schauspiel, Oper, Gastlichkeiten und dergleichen beschäftigten ihn mehr, als die hohe Politik. Aber sein Premier-Minister, Graf Brühl, war von demselben bitteren Hasse gegen Preußen erfüllt wie sein späterer Amtsnachfolger Freiherr von Beust, und schloß sich begierig an.

Auch Schweden wurde nachher zum Beitritt vermocht, so wie dann zuletzt noch die deutsche Reichsarmee aufgeboten wurde gegen Friedrich als gegen den Landfriedenstörer.

Eine solche Coalition hatte die Welt noch nicht gesehen. Der größte und mächtigste Theil des europäischen Continents, vom atlantischen Ocean bis hin nach Sibirien, hatte sich zum Untergange dieses kleinen Preußens verbündet, das nur einen Umfang von noch nicht 3000 Q.-M. hatte. Gegen diesen dritten

schlesischen oder siebenjährigen Krieg mußten die beiden ersten schlesischen Kriege nur als gefahrlose Waffenübungen erscheinen.

Auf Friedrichs Seite stand, außer den unbedeutenden Reichsfürsten von Braunschweig, Gotha und Hessen, nur England, das aber eigentlich nur gegen Frankreich kämpfte und von dem Kampfe gegen die anderen Verbündeten und Hauptfeinde Friedrichs sich möglichst fern hielt.

Wenn die Coalition sich im Stillen vollständig fertig und schlagfertig gemacht hätte, so wäre Friedrich mit einem Schlage vernichtet worden. Aber Friedrich erhielt durch den bekannten Verrath des sächsischen Geheimschreibers Mentzel Nachricht von den Allianzverhandlungen. Auch blieben ihm die militairischen Vorbereitungen, so besonders die ungewöhnlichen Truppenzusammenziehungen in Böhmen nicht unbekannt.

Nun trat ein diplomatisches Lügenspiel ein, wie wir ein ähnliches in unseren Tagen wiedererlebt haben. Der König ließ officiell bei dem Hofe in Wien nach dem Zwecke der militairischen Maßnahmen und Rüstungen fragen. Zwar hatte man damals nicht die Stirn, die Rüstungen vollständig in Abrede zu stellen, oder sie als um der Judenkrawalle wegen vorgenommen zu bezeichnen. Auch kannte man das Kunststück des Herrn von Beust nicht, daß der Premierminister nichts von derartigen Dingen wisse und sich erst bei dem Fachminister danach erkundigen müsse. Aber im Resultate war das damalige Verfahren dem heutigen gleich. Man gab unbefriedigende, ausweichende Antworten.

Die Gefahr wurde drohender. Friedrich überzeugte sich, daß eine schnelle Offensive jetzt geboten sei. Am 29. August 1756

rückt er in Sachsen ein. Am 10. September war er Herr von Dresden. Der Kurfürst, König August von Polen, hatte natürlich Dresden verlassen. Die sächsische Armee verschanzte sich bei Pirna, August ging auf den sichern Königstein. Friedrich umschloß sehr bald das sächsische Heer so eng, daß es verloren war, wenn nicht besondere Hülfe kam. — Friedrich war großmüthig genug, dem Kurfürsten auch jetzt noch, wo derselbe in einer so bedrängten Lange sich befand, ein Bündniß anzutragen, da, wie er in einem Briefe an König August erklärte, die beiden Nachbarstaaten einander nicht entbehren könnten und ihr wahrer Vortheil es verlange, daß sie mit einander eng verbunden blieben.

Aber August von Sachsen wies Friedrichs Anerbieten ab, wie König Friedrich August von Sachsen im J. 1813 und König Johann von Sachsen im Jahre 1866 das Anerbieten eines Bundes mit Preußen abgelehnt haben.

König August rechnete auf Oestreichs Hülfe. Der östreichische General Brown stand im nördlichen Böhmen. Man mußte fürchten, er werde zum Entsatze der Sachsen herbeieilen. Friedrich zog ihm entgegen, schlug ihn bei Lowositz. Daß die Oestreicher sich den Sieg zuschrieben, wird uns heute zu Tage, wo wir ihre Art Kriegsberichte genauer kennen gelernt haben, nicht überraschen.

Die Noth des sächsischen Heeres wurde unerträglich.

Am 14. October sah König August vom Königstein aus, wie seine 14,000 Mann starke Armee vor den Preußen die Waffen streckte.

Friedrich behielt das Kurfürstenthum Sachsen in Besitz, blieb

sogar den Winter über in Dresden. Er regierte das Land vollständig, wie wenn es sein eigenes wäre mit großer Schonung und Rücksicht.

Es geschah dies in der Hoffnung, daß er den Kurfürsten noch würde veranlassen können, auf seine Seite zu treten. Als er sich endlich aber überzeugt hatte, daß die Erbitterung des Grafen Brühl gegen ihn jede Verständigung unmöglich machte, daß dieser sächsische Minister das Wohl und Wehe des ganzen Landes lieber preisgeben, als von seinen hochfahrenden Plänen lassen und seinen persönlichen Empfindungen, dem politischen und persönlichen Hasse und Neide Gewalt anthun wollte, so änderte Friedrich seine Verfahren und behandelte das Land als ein erobertes, das nunmehr seinen nächsten politischen Zwecken direct dienstbar gemacht wurde.*)

Inzwischen arbeitete Oestreich daran, am Reichstage zu Regensburg auch die Reichsacht gegen Friedrich durchzusetzen. Dazu wagte man nicht sich zu entschließen. Jedoch erklärte man ihn für einen Reichsfriedenstörer und entbot deshalb gegen ihn als gegen einen Reichsfeind die Reichsarmee.

Die Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit, in welche das ganze

*) Dem Feldherrnblicke Friedrichs hatte es nicht entgehen können, daß der Besitz Sachsens für militärische Operationen gegen Oestreich ganz unentbehrlich ist; deshalb hatte er Torgau befestigen und auch bei Dresden Verschanzungen anlegen lassen. — Den sächsischen Staatsbeamten wurde das Gehalt etwa auf ihren sechsten Theil verringert. Besonders aber wurden die Einkünfte des kurfürstlichen Hofes derart geschmälert, daß die Kaiserin Elisabeth von Rußland demselben ein Geldgeschenk von 100,000 Rubel machte, um ihn aus seiner Noth zu ziehen.

heilige römische Reich deutscher Nation verfallen war, hatte sich aber bis jetzt noch nie so klar gezeigt, als bei dieser Reichsarmee die in ihrer Zusammensetzung, in ihrer Bewaffnung und Equipirung, in ihrer Organisation und Führung den unwiderleglichsten und auch für die blödesten Augen doch augenscheinlichsten Beweis lieferte, daß das deutsche Reich ein altersschwacher, hinfälliger Greis geworden war, unfähig seine Zeit zu verstehen, unfähig die Aufgaben eines thatkräftigen Mannes thatkräftig zu lösen, ein ohnmächtiger Greis, der seine Rolle ausgespielt hatte und jederzeit gewärtig sein mußte, sie von einem entschlossenen Manne übernommen zu sehen.

Für das folgende Frühjahr (1757) hatte König Friedrich einen wohlüberlegten Kriegsplan entworfen, in fünf verschiedenen Heerhaufen nach Böhmen einzudringen. Mit gewohnter Präcision und Schlagfertigkeit betraten an demselben Tage die fünf Armeen das Feindesland. Sie concentrirten sich bei Prag, wo die Oestreicher mit überlegenen Streitkräften sich am 6. Mai entgegenstellten. Die Schlacht von Prag dauerte wie die von Sadowa und Königgrätz von Morgens früh bis Abends 8 Uhr und wie diese kostete sie auf beiden Seiten schwere Opfer. Schwerin starb den Heldentod mit der Fahne in der Hand. 16500 Todte und Verwundete zählten die Preußen, 19000 die Oestreicher, die außerdem 5000 Gefangene und 60 Kanonen einbüßten. Wie König Wilhelm gleich nach der Schlacht von Sadowa an die Königin, seine Gemahlin, über die Schlacht geschrieben, so König Friedrich an die Königin, seine Mutter. „Ich bin mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für die Oestreicher verloren, und ich habe mit 150,000 Mann freie Hände. Wir sind

Meister von einem Königreiche, das uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Compliment zu machen, mit den übrigen will ich die Oestreicher verfolgen."

Mit dieser Verfolgung aber hört die Parallele zwischen damals und heute auf.

Die beabsichtigte Verfolgung der Oestreicher trat damals nicht sofort ein. Prag mußte belagert werden und hielt sich trotz der wiederholten stürmischen Angriffe, trotz der schrecklichen Verwüstungen, welche die preußischen Geschütze hervorriefen, trotz Hungersnoth und Verzweiflung unter den Bürgern. Mehr als 177,000 Bomben, Granaten und Kanonenkugeln wurden aus den preußischen Feuerschlünden auf die Stadt geschleudert. Prinz Karl von Lothringen, der Prag vertheidigte, blieb unerschüttert. Er rechnete auf den Entsatz durch Daun, der sich bei Kollin gelagert hatte. Somit hielt Friedrich es für gewiesen, zunächst diesen Entsatz zu vernichten, dann müßte ihm Prag von selbst zufallen.

Mit ungleichen Kräften nimmt Friedrich den Kampf auf. Er hatte seit Beginn seiner kriegerischen Laufbahn in acht Schlachten gesiegt; er war noch nie unterlegen. Eine Niederlage schien ihm unmöglich. Auch hatte schon der eine (linke) Flügel des preußischen Heeres den Sieg erfochten, schon hatte Daun den Rückzug nach Suchdol angewiesen, da wendete sich plötzlich das Geschick. Ob der König einen Fehler begangen, ob seine Generale die Schuld tragen — das Resultat ist die große Niederlage von Kollin.

Die Niederlage von Kollin war mehr als ein einfaches mili-

tairisches Mißgeschick. Es war ein politisches Ereigniß. Friedrich konnte also doch besiegt werden, in eigner Person besiegt werden! Friedrich gehörte also doch unter die Sterblichen! Nun wohlan! Dann darf man nicht verzagen, dann gilt es bloß besonnen und vorsichtig gegen ihn verfahren und die Kräfte gegen ihn sammeln.

Jetzt wagt nun auch der Reichshofrath, Friedrich wirklich für einen Reichsfeind zu erklären. Jetzt setzen sich sofort die Russen, die Schweden, die Franzosen, ja selbst die Reichstruppen in Bewegung. Ja der Herzog von Würtemberg thut ein Uebriges. Er stellt mehr als sein Reichscontingent beträgt, giebt aber dafür seine Truppen in französischen Sold. Er ist also der würdige Ahnherr seiner Nachfolger, die sich immer als die entschiedensten Gegner Preußens gezeigt und noch in diesem Jahr*) die Parole festgehalten haben: „Lieber französisch, als unter Preußen."

In unserem preußischen Vaterlande brachte die Niederlage von Kollin eine weit andere Wirkung hervor, als man draußen erwartet hatte. Der Niederlage folgte keine Niedergeschlagenheit, vielmehr zeigte sich schon damals die Opferfreudigkeit, die später in den Freiheitskriegen so herrliche Früchte trug. Die pommerschen Landstände stellten freiwillig eine Landmiliz von 5000 Mann, ebenso die der Mark Brandenburg, Magdeburg und Halberstadt stellten 2000 Mann und 4000 Pferde zur Cavallerie des Königs, in Stettin wurde eine Flotille errichtet von zwei Fregatten, drei Galeren und neun kleineren Kriegsschiffen mit zusammen 154 Kanonen.

Dennoch schien aber das Glück dem Könige das Antlitz ganz

*) Geschrieben im December 1866.

abwenden zu wollen. Der unfähige Herzog von Cumberland wird geschlagen und schließt die schmähliche Convention von Kloster Seven, die den König der Unterstützung seiner Bundesgenossen beraubt.

Die Oestreicher dringen vor und machen sogar einen Handstreich auf Berlin, die Russen schlagen den General Lewaldt bei Groß-Jägerndorf; die Schweden gehen über die Peene und dringen in Pommern vor.

Sank dem Könige jetzt der Muth? Zunächst zog er den Franzosen entgegen. Bei Roßbach schlug er am 5. November in anderthalb Stunden mit nur 24000 Mann den großprahlerischen Prinzen Soubise, den 60000 Mann vor der Schmach einer der schimpflichsten Niederlagen, die die Kriegsgeschichte kennt, nicht retten konnten. Schrecken und Bestürzung lähmten die Feinde derart, daß zwei preußische Dragoner hundert Gefangene machten. 7000 Gefangene wurden gemacht, die Preußen verloren in Summa nur 91 Todte.

Es war die erste Schlacht, in welcher die sogenannte große Nation vor den Waffen Friedrichs sich demüthigen mußte. Eine Demüthigung wie diese hatten weder dem Grade noch der Art nach die Franzosen bisher erfahren. Roßbach wurde sprichwörtlich zur Bezeichnung französischen Uebermuthes neben preußischem Heldenmuthe.

Friedrich eilte jetzt, Schlesien zu retten.

Am 5. November war die Schlacht bei Roßbach geschlagen, am 5. Dezember stand Friedrich bei Leuthen den Oestreichern gegenüber, um eine Schlacht zu schlagen, die als die größte des Jahrhunderts bezeichnet worden ist. Friedrich hatte nur 33,000 Mann, sein Gegner aber, Karl von Lothringen, 90,000 Mann,

die Preußen zudem von den langen Tagemärschen, auf denen sie oft schlechtes Quartier und schlechte Verpflegung gefunden hatten, erschöpft und ermattet, die Oestreicher durch längere Ruhe wohl gestärkt. Aber an der Spitze der Preußen jetzt Friedrich und auf seinem Haupte die frischen Lorbeern von Roßbach. Ihr Duft wirkte belebend auf die geschwächten Lebensgeister seiner Krieger, er sollte narkotisch wirken auf seine Gegner, die noch so eben in ihrem Uebermuthe die schwache preußische Armee als Berliner Wachtparade verhöhnt hatten. 21,500 Gefangene wurden auf dem Schlachtfelde gemacht.

Schlesien war wiedergewonnen. Das Jahr 1757 herrlich beendet.

Die zahlreichen Wechselfälle der nachfolgenden Kriegsjahre können hier nicht alle im Einzelnen verfolgt werden. Nur an die wichtigsten Momente will ich erinnern.

Die Russen waren bis in die Neumark vorgedrungen. Sie zeigten durch maßlose Verwüstungen ihre asiatische Barbarennatur, die kaum eine oberflächliche Tünche europäischer Civilisation erhalten hatte. Die Einäscherung der Stadt Küstrin, nicht der Festung Küstrin, war grauenhaft.

Als Friedrich den herzzerreißenden Jammer sah, den die russischen Verheerungen verursacht, erfüllte Rache seine Brust. Er, der auf dem Schlachtfelde von Roßbach französische Verwundete selbst getröstet, der einen tapferen französischen Grenadier mitten im Kampfgewühl persönlich vom Tode gerettet hatte, er gab jetzt selbst den Befehl, in der Schlacht den Russen keinen Pardon zu geben.

Am 25. August 1758 trafen die feindlichen Massen bei

Zorndorf zusammen. Es war eine blutige Schlacht. Auch sie währte, wie die diesjährige von Königsgrätz, zwölf Stunden. Friedrich siegte, die Russen wichen zurück, die Oestreicher aber stimmten wieder ein Tedeum über den vermeintlichen Sieg an.

In Sachsen bedurfte sein Bruder, Prinz Heinrich, der Unterstützung gegen die überlegenen Massen Daun's und der Reichsarmee. Bei der Nachricht von Friedrichs Annäherung zog sich Daun in die Lausitzer Berge und wählte sich bei Hochkirch eine äußerst günstige Position. Friedrich wußte, welchen Schrecken sein Name bei den Oestreichern verbreitete, bei dem Feldherrn wie bei dem gemeinen Mann. Darauf gestützt wagte er viel, aber er wagte jetzt mehr, als er hätte wagen sollen. Mit einer Armee, die noch nicht halb so stark war als die feindliche, lagert er sich in ungünstiger Stellung den Oestreichern gegenüber. Seine Generale warnten vergeblich. In der Nacht vom 13. zum 14. October geschah der mörderische Ueberfall, an den Friedrich nicht hatte glauben wollen. Der Kampf war furchtbar erbittert.

Bei allen überschwänglichen Vortheilen gelang es den Oestreichern nicht, die Preußen zur Flucht zu bringen. In geordneten Zügen geschah der Rückmarsch wie auf dem Exercierplatz. Schon eine Meile von der verhängnißvollen Lagerstätte stellte sich Friedrich wieder in Schlachtordnung auf..

Der dritte Winter des Krieges nahte sich seinem Ende. Friedrich stand noch unbesiegt seinen Feinden gegenüber. Aber er mußte sich sagen, daß seine Kräfte sich erschöpfen müßten. Die Waffen waren zu ungleich.

Seine Länder hatten eine Einwohnerzahl von etwa fünf Millionen, die seiner Gegner werden auf 90 Millionen berechnet.

Die Zahl seiner Kerntruppen schmolz zusammen. Man war klug genug, ihm die gewünschte Auslösung der Gefangenen zu verweigern.

Friedrich wünschte den Frieden. Auch die Gegner waren zumeist zum Frieden geneigt. War es doch in Frankreich jetzt eine Modesache geworden, Friedrich zu bewundern. Nur Maria Theresia setzte alle Mittel in Bewegung, den Bund gegen Friedrich aufrecht zu erhalten. Sie erkannte die Situation klar genug und konnte sie den Riesen nicht niederschmettern mit Keulenschlägen, so wollte sie ihn durch die andauernde Entziehung der Kräfte entnerven. Es gelang ihr, die Bundesglieder für die Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Die russischen Großen wurden erkauft, selbst deutsche Reichsfürsten ließen sich erkaufen. Für Rußland wurde der Besitz des Königreichs Preußen bewilligt. Auch Frankreich trat wieder bei.

So stehen im Frühjahr 1759 bei den Verbündeten 350,000 Mann, während Friedrich mit Heranziehung aller Kräfte nur 130,000 Mann zusammenbringen kann, und die Westarmee unter Ferdinand von Braunschweig nur 75,000 Mann zählt.

Der verbundenen östreich-russischen Armee eilt Friedrich entgegen. Mit ermüdeten Truppen griff er sie bei Kunersdorf an. Der Sieg schien schon errungen, der Siegesbote nach Berlin schon abgesandt, da wandte sich das Glück. Eine entsetzliche Niederlage erfolgte. Der König selbst war nur mit Mühe dem Tode und der Gefangenschaft entronnen. Der König war entmuthigt. Er war krank, er war von den düstersten Gedanken erfüllt.

Aber seine Befürchtungen sollten sich nicht ganz erfüllen. Hatten doch die Russen 24,000 Mann verloren. Und ihr Führer

Soltikof rief aus: „Noch einen solchen Sieg und ich werde mit dem Stabe in der Hand die Nachricht allein nach Petersburg bringen müssen.“

In Sachsen wechselte das Glück für Friedrich. Dresden, das er so lange behauptet, ging verloren. Ja Friedrich mußte es erleben, daß ihm dasselbe demüthigende Schicksal widerfuhr, das er drei Jahre zuvor den Sachsen bereitet hatte. Der General Fink mußte mit 13,000 Mann bei Maxen, in der Nähe von Pirna, vor Daun das Gewehr strecken.

So gestaltete sich das Jahr 1759 trübe für Friedrich. Die Aussichten verfinsterten sich auch in dem folgenden Jahre.

Schlesien schien verloren gehen zu müssen.

Friedrich eilt dahin. Das Morgengrauen des 15. August sah Friedrich im Kampfe mit Laudon bei Liegnitz. Nach wenigen Stunden, schon Morgens um sechs Uhr, hatte Friedrich den Sieg erfochten. Der Tag war herrlich für ihn aufgegangen. Auch in seiner Seele tagte wieder die Hoffnung. Aber düstere Wolken zogen noch an seinem Himmel vorüber und bargen die Sonne.

Russen und Oestreicher, mit ihnen auch Sachsen verbunden, hatten eine Schwenkung gemacht, waren in die Mark gedrungen, am 8. October in Berlin eingezogen. Der Hof hatte sich nach Magdeburg geflüchtet. Berlin wurde gebrandschatzt, in der Umgegend wurde entsetzlich gehaust. Friedrich eilte herbei. Die bloße Nachricht seiner Annäherung befreite die Hauptstadt von den unsauberen Gästen.

Sachsen, das inzwischen von der Reichsarmee besetzt worden war, konnte nur durch die entsetzliche Schlacht von Torgau gehalten werden.

Das düster beginnende Jahr 1760, das nur die Lichtpunkte Liegnitz und Torgau hatte, schloß auch mit düsterem Himmel.

König Georg II. von England war gestorben. Unter seinem Nachfolger, Georg III., hörten die Subsidien auf, die Friedrich von England bezogen hatte.

Es war eine physische Unmöglichkeit, daß Friedrich bei dem Umfange seiner Staaten und der geringen Dichtigkeit ihrer Bevölkerung, zumal in einer Zeit, wo die allgemeine Wehrpflicht auch noch nicht einmal dem Namen nach bekannt war, eine für diesen Krieg hinreichende Anzahl von Streitern aus seinen eigenen Ländern ziehen konnte. Er war daher gezwungen, von dem damals in ganz Europa üblichen System der Anwerbungen den ausgedehntesten Gebrauch zu machen.

Hierbei aber waren ihm die englischen Subsidien eine wesentliche Stütze gewesen. Ihr Ausfall war ein härterer Schlag als eine verlorene Schlacht.

Aber auch an wirklichen, schweren militairischen Verlusten ließ es das Jahr 1761 nicht fehlen.

Seine Gegner stellten wieder fast eine halbe Million Soldaten ins Feld, er hatte nur 96,000 Mann und Ferdinand 75,000 Mann bei der Westarmee. Begreiflicher Weise mußte sich Friedrich da auf der Defensive halten. Er mied eine offene Feldschlacht, da bei dem gegebenen Zahlenverhältniß selbst ein Sieg ihm bedenklich werden konnte.

Das Jahr 1761 schloß sehr trübe.

Keine offene Feldschlacht war geschlagen worden, und doch war Friedrich aus seinen früheren Eroberungen, ja aus einem Theile seiner Erblande gedrängt. Die Geier umzogen in immer

engeren und engeren Kreisen den ermatteten Löwen. Dunkle Schatten zogen durch das Gemüth des Königs; die Heiterkeit verschwand von seinem Antlitze. Aber den Muth verlor er nicht. Und bei dem Bewußtsein seiner schöpferischen Geisteskraft verlor er auch die Hoffnung nicht, wie sehr sie sich auch oft herabstimmen mußte.

Und diese schöpferische Geisteskraft spannte er an und schuf in dem Winter 1761—62 in der reitenden Artillerie eine neue Specialwaffe, die dem Feinde eben so überraschend war, wie es früher die preußische Erfindung des eisernen Ladestocks gewesen und wie es später das Zündnadelgewehr werden sollte.

Maria Theresia traute indeß jetzt mit solcher Zuversicht auf die vollständige Entkräftung und Widerstandsunfähigkeit Friedrichs, daß sie seine Vernichtung für das nächste Jahr annahm, ohne daß sie dabei eines Aufwandes von Kräften bedürfen würde. Ja sie entließ in dieser Zuversicht einen Theil ihrer Truppen, um dadurch gegen das chronische östreichische Leiden der Finanznoth eine kleine Abhülfe zu gewinnen.

Aber wie der Tod eines gekrönten Hauptes im Jahre 1761 für Friedrich so trübe Folgen mit sich führte, so sollte der Tod eines anderen gekrönten Hauptes im Jahre 1762 ihm wesentliche Erleichterung verschaffen, einen schnellen Umschwung der Dinge für ihn herbeiführen.

Kaiserin Elisabeth von Rußland starb am 5. Januar. Auf die erbittertste Feindin folgte der begeistertste Verehrer des Königs, Peter III. Sofort wurde Waffenstillstand zwischen Preußen und Rußland geschlossen, bald darauf Friede.

Auch Schweden schloß im Mai Frieden.

Jetzt athmet Friedrich wieder auf. Er siegt bei Burkersdorf, Reichenbach, Freiberg, bedrängt die Reichsfürsten, erobert Bamberg und Nürnberg.

Da plötzlich schließt Oestreich am 27. November Waffenstillstand mit Preußen, natürlich nur für sich, nicht zugleich für seine Bundesgenossen oder für das Reich. Es hatte sich zwar verbindlich gemacht, nicht eher Frieden zu schließen, als bis Reich und Reichsstände völlig schadlos gehalten wären. Indeß Oestreich schützt deutsche Fürsten und Länder nur so lange, als es selbst dadurch Vortheil zieht; Vertragsverpflichtungen gelten ihm nur so lange, als sie ihm zweckmäßig scheinen.

Die deutschen Reichsfürsten waren jetzt von Oestreich verlassen und auf sich angewiesen, gerade so wie die deutschen Bundesfürsten nach dem Nicolsburger Vertrage. Kurpfalz und Baiern riefen deshalb ihre Truppen vom Reichsheere ab, Meklenburg, Mainz, Würzburg, Bamberg erklärten sich für neutral. Würtemberg dagegen zeigt sich auch damals wieder als einen der halsstarrigsten Gegner Preußens.

Inzwischen waren auch die Franzosen und Engländer des Krieges müde geworden.

Da aber der Waffenstillstand noch keinen Frieden mit Oestreich herbeigeführt hatte, so fing Friedrich jetzt die großartigsten Rüstungen für das folgende Jahr an vorzubereiten.

Die Verhältnisse waren jetzt einfacher, der Kriegsplan klarer. Von der großen europäischen Coalition, die gegen das kleine Preußen zusammengetreten war und es doch nicht hatte zerschmettern können, war Oestreich fast allein übrig geblieben. Denn seine kleinen Allianzen, wie Sachsen, Würtemberg, konnten gar nicht

mehr zählen. Im Bunde mit Europa hatte Oestreich nicht obsiegen können. Allein stehend, mit gebrochenem Muthe, mit zerrütteten Finanzen konnte es der Hoffnung auf einen Sieg nicht mehr sich hingeben. Maria Theresia beugte ihr stolzes Haupt.

Der Kurprinz von Sachsen erleichterte ihr den schweren Schritt. Er vermittelte. Am 31. December 1762 wurden die Friedensverhandlungen auf dem Hubertsburger Schlosse begonnen. Am 15. Februar 1763 wurde der Friede eben daselbst von Preußen, Oestreich und Sachsen unterzeichnet.

Kraft der Friedensbedingungen tritt Alles wieder in die früheren Verhältnisse zurück. Der Besitzstand der Staaten wird nicht geändert; selbst die Integrität von Sachsen bleibt gewahrt.

Hat denn also dieser Krieg gar kein Resultat gehabt? Der Krieg hatte sieben Jahre gedauert, dreizehn große Schlachten waren geschlagen. Er hatte fast eine Million Menschen hingeopfert, hatte Sachsen über siebenzig Millionen Thaler gekostet, hatte Oestreich mit einer Schuldenmasse von hundert Millionen Thalern, Frankreich mit einer Schuldenmasse von 677 Millionen Livres belastet, hatte den größten Theil von Nord- und Mittel-Deutschland verheert, Sachsen, Böhmen, Meklenburg, Hessen ausgesogen. — Und ein solcher Krieg sollte ohne Resultat gewesen sein? ohne andere Resultate als die eben aufgeführten, der Verwüstung der Länder, der Verschuldung der Staaten? Wäre der siebenjährige Krieg wirklich nichts als eine traurige Wiederholung des traurigen dreißigjährigen Krieges?

Nein, er hat andere Resultate gehabt, als der drei-

ßigjährige Krieg. Wohl bieten beide Kriege manchen Vergleichungspunkt dar.

Süddeutschland, insonderheit Oestreich und Baiern kämpfte gegen Norddeutschland; der Katholicismus gegen den Protestantismus. Oestreich veranlaßt den Krieg. Fremde Mächte werden nach Deutschland hereingezogen, kämpfen mit Deutschen gegen Deutsche.

Aber damals bleiben die Fremden Sieger, Deutschland bleibt geschlagen und geschändet, gedemüthigt und entmuthigt, den Fremden zur Beute und zum Hohn. Jetzt bleiben die Fremden nicht Sieger, sie erreichen von Deutschland keine Beute, sie demüthigen Deutschland nicht, sondern sie müssen sich beugen vor der Größe eines deutschen Fürsten.

War das Gemüth des Deutschen nach dem dreißigjährigen Kriege von einer unendlichen Trostlosigkeit erfüllt, von einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit für das Vaterland, von dem niederdrückenden Bewußtsein, nirgends einen Anhalt zu sehen, um die Hoffnung auf eine bessere Zukunft anzuknüpfen, nirgends einen Mann zu sehen — so war das Gemüth des Deutschen, nicht bloß des Preußen, von dem edelsten Stolze gehoben, einen Mann unter seinen Fürsten zu haben, an dem, mit dem Dichter zu sprechen, jeder Zoll ein König, auf den ganz Europa mit staunender Ehrfurcht blickte, einen Feldherrn wie Alexander und Caesar nicht größer, einen König, der wie im Kriege der erste Kriegsfürst, so im Frieden der erste Friedensfürst war, einen Helden unter den Helden, einen König unter den Königen.

Der dreißigjährige Krieg hatte jedes Nationalgefühl in Deutschland erstickt und in seinem Gefolge die gänzliche Entartung

und Entwürdigung des deutschen Sinnes gehabt. Der siebenjährige Krieg gab dem deutschen Nationalgefühl ein festes Fundament und trug mächtig bei zu dem großartigen Aufschwunge, den die deutsche Poesie so wie das geistige Leben in Deutschland überhaupt nahm. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt," sagt Göthe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

Dieser geistige Gewinn, den der siebenjährige Krieg in seinem Gefolge hatte, ist von eminenter Wichtigkeit. Es ist ein Gewinn, dessen sich ganz Deutschland zu erfreuen hatte und in diesem Sinne gilt schon von ihm das Wort, das erst später und in anderer Beziehung aus königlichem Munde gesprochen ist: „Alles was Preußen gewinnt ist für Deutschland gewonnen."

Indem aber ganz Deutschland Antheil nahm an dem Ruhme Friedrichs als eines deutschen Mannes, indem ganz Deutschland, auch das bisher gegnerische Deutschland, Antheil nahm an dem durch die Thaten des siebenjährigen Krieges hervorgerufenen Stolz und Hochgefühl, brachte es auch Preußen und dem in Preußen herrschenden Geiste seine Huldigungen dar. Das war die größte moralische Eroberung des ganzen achtzehnten Jahrhunderts.

Und das ist ein großes Resultat des siebenjährigen Krieges.

Wenn aber schon in dem nichtpreußischen Deutschland Begeisterung für Friedrich und Achtung vor der Thatkräftigkeit des preußischen Volkes aller Herzen erfüllte, um wie viel mehr mußte in Preußen selbst jede Brust hoch schlagen bei dem Gedanken an Friedrich. Um wie viel mehr mußte in Preußen das Band sich fester ziehen, das Fürst und Volk umschlingt? Um wie viel mehr

mußte in Preußen das Bewußtsein sich steigern, daß Preußen durch seine Fürsten groß geworden? Um wie viel mehr mußte in Preußen die Ueberzeugung fest sich einwurzeln, daß Preußen der Beruf zugefallen sei, Deutschland neu zu beleben, Deutschland umzugestalten, Deutschland zu führen, zu lenken und zu leiten.

Und das ist ein zweites, großes Resultat des siebenjährigen Krieges.

Liegen diese Resultate auf geistigem, oder, wenn man es so bezeichnen will, auf moralischem Gebiete, so sind die Resultate auf dem eigentlich politischen Gebiete von nicht minderer Bedeutung.

Preußen hat von keinem deutschen Staate besiegt werden können, Preußen ist somit der erste deutsche Staat. Und da es wesentlich protestantischer Staat ist, so nimmt es die Stelle ein, die früher Kursachsen eingenommen hatte, Schutz und Hort des Protestantismus im deutschen Reiche zu sein. Bei seiner politischen Macht ist dieser Schutz aber ein weit nachhaltigerer und gewährt eine Garantie gegen Unterdrückung des Protestantismus, wie sie Kursachsen nie zu geben vermochte.

Preußen hat aber Krieg geführt gegen Kaiser und Reich und ist unbesiegt geblieben. Unbesiegt bleiben aber gegen Kaiser und Reich, d. h. gegen die zwar machtlos gewordenen, aber doch immer noch zu Recht bestehenden übergeordneten Gewalten heißt Sieger sein über diese Gewalten und sie in ihrer Ohnmacht darthun. Der siebenjährige Krieg zeigt also in unwiderleglicher Weise die gänzliche Hinfälligkeit der deutschen Reichsformen, die vollständige politische Nullität des deutschen Kaisers

und des deutschen Reiches, zeigt die Nothwendigkeit, Deutschland politisch vollständig neu zu gestalten, wenn es als Deutschland im Rathe der Völker wieder gelten sollte.

Er zeigt aber auch zugleich, daß Oestreich absolut unfähig ist, die Neugestaltung Deutschlands auszuführen, eine höhere Reichseinheit wieder zu begründen, eine monarchische Kaisergewalt zu gewinnen. Das Friedensinstrument von Hubertsburg ist für das Haus Oestreich das Invaliditätszeugniß in Bezug auf seine deutsche Mission.

Preußen hat aber gegen eine europäische Coalition gekämpft und ist von ihr nicht besiegt worden. Preußen ist daher aus seiner bescheidenen Stellung, bloßes Glied des deutschen Reiches zu sein, herausgetreten, es ist europäischer Staat, europäische Großmacht geworden. Und wie es in Deutschland Sachsen, so hat es in Europa Schweden aus der früheren hervorragenden Stellung zurückgedrängt.

Das sind die politischen Resultate des siebenjährigen Krieges.

Politische wie moralische Resultate schließen also eine Vergleichung mit dem dreißigjährigen Kriege aus und lassen die Vergleichung nur für andere, zumeist äußere Gesichtspunkte zu.

Mit zwingender Gewalt drängt sich aber die Vergleichung mit dem diesjährigen Kriege auf, der, wenn auch ein Jahrhundert später, doch nur eine Fortsetzung des siebenjährigen Krieges ist und in so fern als der vierte schlesische Krieg bezeichnet werden kann.

Bei aller Verschiedenheit sind die allgemeinen, und besonders die deutschen Verhältnisse zu Anfang beider Kriege sehr verwandt.

Das deutsche Reich damals wie der deutsche Bund jetzt machtlos, den einzelnen Gliedern selbst ein Gegenstand des Hohns und Spottes. Die einzelnen Glieder untereinander eifersüchtig und neidisch, zusammenhaltend nur, wenn es gilt, einer größeren Machtentfaltung eines Einzelnen oder einer wirklichen Einheitsbestrebung entgegenzutreten.

Besonders aber damals wie jetzt Oestreich, das stolze und hochmüthige, aber alternde, und von Eifersucht erfüllt gegen das lebensfrische, zukunftsvolle Preußen, und die Kleinstaaten, insonderheit Sachsen, von Neid erfüllt gegen dasselbe Preußen, das doch zuvor ihres Gleichen war und jetzt soweit über sie emporragte.

Und in Sachsen ist es, damals wie jetzt, der allmächtige Minister, der zwischen den beiden Großstaaten die Zwietracht schürt mehr als irgend jemand in Deutschland, und der das protestantische Land von seinem natürlichen protestantischen Bundesgenossen abzieht und dem katholischen Oestreich zuwendet.

Damals wie jetzt sah sich aber dafür auch der sächsische Landesfürst genöthigt, zu Anfang des Krieges sein Land zu verlassen und bis zum Friedensschlusse ihm fern zu bleiben.

Damals wie jetzt war Sachsen das Land, das zuerst von dem Feinde besetzt wurde, und das während der ganzen Zeit des Krieges die schwersten Kriegslasten zu tragen hatte. Damals wie jetzt aber wurde dem Lande beim Friedensschlusse zur Ueberraschung von Freund und Feind die Integrität gewehrt.

Damals wie jetzt wurde aus dem Süden und Westen Deutschlands gegen Preußen noch eine Armee aufgestellt, und die damalige Reichsarmee war gerade so untüchtig wie die jetzige Bundesarmee.

Damals wie jetzt wurde zunächst der Friede mit Oestreich abgeschlossen, danach erst mit Sachsen und dem Reiche.

Damals wie jetzt hat Oestreich keinen Länderverlust, aber die schwerste moralische Niederlage erlitten. Es ist schmählich besiegt und hat sich damals wie jetzt ein glänzendes Unfähigkeitszeugniß ausgestellt, ein militärisches Unfähigkeitszeugniß Preußen gegenüber, ein politisches Unfähigkeitszeugniß der großen deutschen Frage gegenüber.

Die große deutsche Frage hat Oestreich lösen wollen und hat um sie nur in seinem eigenen Interesse lösen wollen. Preußen stand im Wege, es sollte beseitigt werden. Oestreich ist gescheitert. Preußen bleibt auf dem Plane.

Die große deutsche Frage kann jetzt nur durch Preußen gelöst werden, durch Preußen, das jetzt nicht blos die Stellung, sondern auch die Macht einer Großmacht hat, das also jetzt eine wirkliche europäische Großmacht geworden ist. Wie Friedrich von dem Königreiche Preußen sagt, daß es bis zu seiner Regierung hin ein Zwitterwesen zwischen Kurfürstenthum und Königreich gewesen sei, das er erst zum wirklichen Königreich durch die schlesischen Kriege gemacht habe, so ist von ihm an der preußische Staat ein Zwitterwesen zwischen einem europäischen Mittelstaate und einer europäischen Großmacht bis zum letzten Kriege hin gewesen.

Der siebenjährige Krieg trägt den Krieg von 1866 als nothwendige Folge in sich, wie er selbst eine nothwendige Folge ist der Thaten des großen Kurfürsten. Es sind drei große Stufen, auf denen Preußen sich erhebt, drei große Entwickelungsphasen der preußischen sowie der deutschen Geschichte.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts macht der Landesfürst Preußen zum souveränen Staat, und **begründet** das **Königreich**.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts macht der Landesfürst das **nominelle** Königreich zu einem **wirklichen** Königreiche und **begründet** die europäische **Großmacht**.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts macht der Landesfürst die **nominelle** europäische Großmacht zur **wirklichen** europäischen Großmacht und **begründet** das **neue Kaiserthum**.

Die drei Fürsten sind

Kurfürst Friedrich Wilhelm,
König Friedrich,
König Wilhelm.

Pansa'sche Buchdruckerei (C. Otto) in Magdeburg.

Inhalt.

I. Die weltliche Macht des Papstthums.

II. Dante.

III. Nationalität.